

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1930

16.2.1930 (No. 46)

Badischer Beobachter

Bezugspreis: Monats 2.80 Mk. frei ins Haus 2.70 Mk. bei der Reichsdruckerei abgeholt, Nr. 2 00 durch die Post ohne Zustellgebühr Einzelnummer 10 Pfg. Samstags und Sonntags 15 Pfg. Abbestellungen nur bis 20. an den Monatschluss. Im Falle höherer Gewalt besteht kein Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises

Hauptorgan der badischen Zentrumspartei
Erscheint 7 mal wöchentlich als Morgenszeitung
Beilagen: Kunst u. Wissen, Frauenblatt, Blätter für den Familienkreis, Aus der kathol. Welt, Sportbeilage, Deutsche Jugendkraft, Militär-Verkehrsbeilage, „Mühler'sche Wochenschrift“, Gesellschaftliche, Redaktion u. Verlag: Steinstr. 17-11
Verlag: Reichsdruckerei 6255, Redaktion 6256, Verlag 6257, Druckerei: Beobachter, Postfachamt Karlsruhe 4844

Anzeigenpreis: Die 10 gelbte 27 mm breite Millimeterzeile im Anzeigenblatt 10 Pfg., auswärts 12 Pfg., für Gelegenheitsanzeigen 8 Pfg., die 3 gelbte 87 mm breite am Tage im Anzeigenblatt 60 Pfg., auswärts nach Tarif. Bei Jahrgangsanzeigen, „gesamteiler“ Anzeigung oder Konkurs kommt der Rabatt in Frage. Schluss der Anzeigenannahme 5/2 Uhr. — Erscheinungsort und Geschäftsamt in Karlsruhe.

Nr. 46 (12 Seiten)

Karlsruhe, Sonntag, den 16. Februar 1930

68. Jahrgang

Die Beziehungen zwischen dem Vatikan und der faschistischen Regierung

Anerkennung des Regimes

Sämtliche italienischen Zeitungen haben mit lebhafter Befriedigung den Besuch verzeichnet, den Augusto Turati der Generalsekretär der faschistischen Partei, seiner Heiligkeit abgelehnt hat.

Die „Tribuna“, das offizielle Organ der römischen Regierung, kommentiert das Ereignis folgendermaßen: „Der Schritt des Parteisekretärs und die Umstände, unter denen er erfolgte, mögen all denen eine Lektion erteilen, die in jüngster Zeit im Namen des Faschismus — ohne dazu berechtigt zu sein — sich über die Beziehungen zwischen der Kirche und dem Faschismus ausgelassen haben und die die Ausöhnung zwischen diesen beiden Mächten als eine politische Aktion und nicht weiter beurteilt haben.“ In der Tat ging Turati mit vollem Pomp zum Vatikan, in der Uniform des Generaloffiziers und dem Rat der italienischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl. Er wurde im Vatikan nach dem feierlichen Protokoll empfangen, wie die erlauchtesten Besucher, unter dem Beistand der Kammerherren des Papstes und den militärischen Ehrenbezeugungen beim Durchschreiten der päpstlichen Gemächer; schließlich dauerte seine Unterredung mit Pius XI. eine Stunde und zwanzig Minuten. Sie hat sich also nicht bloß auf den Austausch von Höflichkeiten beschränkt, sondern es handelte sich um Dinge, die eine umfassende und tiefgehende Aussprache erforderten.

In politischer Hinsicht bedeutet die Audienz, die der Papst Turati gewährte, eine Anerkennung der faschistischen Partei und Organisation durch den Heiligen Stuhl. Bislang hatte der Vatikan immer deutlich zwischen der italienischen Nation und der faschistischen Partei unterschieden; während der Papst mit letzterer verhandelte, schien er die letztere zu ignorieren, woran manche Leute Anstoß nahmen. Nunmehr läßt der Besuch Turatis in seiner Eigenschaft als Generalsekretär der faschistischen Partei und als hoher Offizier der faschistischen Miliz die oben erwähnte Unterscheidung verschwinden. Nicht etwa, daß der Papst eine politische Partei den Vorzug gäbe, unter Ausschluss der anderen bestehenden oder möglichen; denn der Papst und die katholische Kirche bleiben stets über und außerhalb jeglicher politischen Partei, wie Pius XI. sich mehrfach ausdrückte. Aber da bei der augenblicklichen innerpolitischen Lage Italiens die faschistische Partei nicht eine beliebige Partei, sondern die nationale faschistische Partei,

das heißt, daß man sie mit der Nation identifiziert; da sie mehr ein Regime als eine Partei ist; da der Große Rat des Faschismus, jetzt ein staatliches Organ ist; da der Generalsekretär der faschistischen Partei einer der hohen Würdenträger des Staates ist und am Ministerrat teilnimmt; in Anbetracht all dieser Tatsachen hat der Papst, ohne sein Programm der Parteilosigkeit und Ueberparteilichkeit zu verleugnen, nur einen Akt hoher staatsmännischer Weisheit vollzogen, dessen glückliche Folge sich gewiß in einem herzlicheren Einvernehmen zwischen Kirche und Staat in Italien zeigen werden.

In den letzten Tagen konnte man übrigens noch weitere Anzeichen einer Besserung der Beziehungen zwischen dem Vatikan und der italienischen Regierung beobachten.

Vor allen Dingen haben die Indizierung der beiden kirchenpolitischen Veröffentlichungen, die zu den leidenschaftlichsten Presseerörterungen Anlaß gegeben hatten, und die Veröffentlichung der Enzyklika über die christliche Jugend-erziehung keine Proteste der Presse hervorgerufen (augenscheinlich auf einen Wink von oben her). Die Enzyklika selbst hat Anlaß zu einer Rede von Arnaldo Mussolini, dem Bruder des Duce, gegeben, worin die Kundgebung des Papstes sehr ehrerbietig aufgenommen und eine förmliche Erklärung abgegeben wurde, daß die Haltung des Faschismus in religiösen Dingen nicht der Ausfluß politischer Taktik, sondern der ehrliche Ausdruck einer tiefen menschlichen Ueberzeugung der italienischen Volksseele sei, eine sehr interessante Erklärung, die der „Sferzatore Romano“ mit Freude vermerkte.

Außerdem kann man noch weitere, nicht weniger bedeutungsvolle Tatsachen feststellen. Für den Religionsunterricht in den höheren Schulen (Gymnasien und Lyzeen) hat man ein Programm aufgestellt, das der Papst mit Befriedigung aufgenommen hat, und das demnächst dem Parlament vorgelegt wird. Die Enzyklika über die Jugend-erziehung wurde von mehreren faschistischen Lehrerzeitungen im vollen Wortlaut oder in ausführlichen Auszügen gebracht. In verschiedenen Ortschaften hat man die umfassende Mitarbeit der katholischen Aktion am öffentlichen und sozialen Leben verlangt. Alle diese Tatsachen beweisen deutlich genug, daß die augenblicklichen Verhältnisse in Italien immer mehr auf eine herzliche und enge Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat hindrängen.
Enrico Bucci, Rom.

In Kürze

Die Ernennung des Kardinals Orsenigo zum päpstlichen Nuntius in Berlin wird jetzt offiziell bekannt gegeben.

Der 36. Deutsche Weinbaukongress wird in der Zeit vom 30. August bis 2. September in Triest abgehalten werden.

Bisher hat sich außer den bereits gemeldeten Schäden am Lloyd-Dampfer „München“ nur die Forderung einer Platte feststellen lassen. Eine genaue Schadenabschätzung wird erst nach der abgeschlossenen Untersuchung durch die Taucher möglich sein.

Die Woche

„Oesterreich ist, was es ist.“ — Ein vorbeigelungener Plan. — Ein unmöglicher Weg.

Man sollte eigentlich das Leben nicht so ernst nehmen, wenigstens nicht die Tiraden theatralisch eingestellter Staatsmänner. Genau vor zwei Jahren noch hatte der Herr und Meister des Faschismus in einer Kontroverse mit Seipel seine ganze Verachtung gegenüber dem wehrlosen Oesterreich in die Worte gefleidet: „Oesterreich ist eben, was es ist“, und heute schmückt die Geldenbrust des Duce das goldene Ehrenzeichen der österreichischen Republik, das in diesem Falle noch die wichtige Aufschrift trägt: Für Verdienste um die Republik Oesterreich! Nebenbei bemerkt, trägt auch Herr Masaryk diesen Orden, zweifellos für dieselben „Verdienste“. Vor einiger Zeit erst titulierte der „Popolo d'Italia“, das Leitorgan des Duce, die Stadt Wien als den „Spudnabst Europas“, was Mussolini beim Banquet anlässlich der Romfahrt Schobers nicht hinderte, diesem Spudnabst heute direkt providentielle Aufgaben in Mitteleuropa zuzuschreiben. Warum auch nicht, wurden doch diese und noch viele anderen Worte schon im Heimatland Machiavells gesprochen. Schöber selbst erhielt den Mauritius- und Sagarinorden, während ihm die Geschäfte angesichts der süd-tiroler Wunde sicher lieber den Koborden an die Brust gesteckt hätte.

Noch lassen wir diese Erinnerungen, und schämen wir das Bewusstsein der Geschichte nicht höher ein, als es gemeint ist. Leider hat ein Teil der reichsdeutschen Presse auch diesmal sich im Tone gegenüber Oesterreich schwer vergriffen und verteil nach berühmten Mustern gleich wieder in die Rolle des großdeutschen Schulmeisters, ohne sich vorher über das Detail zu vergewissern, auf dem allein sich ein Urteil aufbauen darf. Von einem „Anschluß an Italien“ zu sprechen, ist geradezu phantastisch für den, der die Volkstimmung kennt. Gerade in Tirol, das als unmittelbarer Nachbar besonders wertvoll ist, ist die Volkstimmung sehr nüchtern. Das Volk sieht den scheinbaren Freundschaftsakt teilweise direkt als etweprest an, weil der italienische Widerstand gegen die von den andern Mächten längst gebilligte Regelung der Reichsschulden Oesterreich an der rechtzeitigen Aufnahme einer Anleihe hinderte. Weiter sagt man dort, Mussolini brauche wie jede Diktatur Effekte, Erfolge, wenn auch nur scheinbare. Man nennt in einem Atemzuge die Nobilifahrt, die Getreideschlacht, alles verbunden mit einer großen Aufmachung in der Presse, dann das Konkordat, das für Mussolini sicher keine Herzensangelegenheit war, und nunmehr die Bestellung des österreichischen Botschafters. So groß ist mein mir zu dienen! War doch Schöber nicht der erste Germanenfürst, der durch die Straßen Roms zum Kapitäl geführt der uns Italiens derzeit heimsucht. Oer: Bundeskanzler Schöber ist nur der Rot gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, nach Rom gereist. Dieser Umstand muß besonders hervorgehoben werden, damit keine Mißdeutung über die Tragweite dieser italienischen Reise möglich ist.“ Dabei ist das tiroler Volk absolut nicht unverdächtig oder chauvinistisch. Es erklärt immer wieder, daß es seine Stellungnahme in dem Moment revidieren werde, wo Mussolini neue Besungen nach Bozen gebe, um den süd-tiroler Skandal aus der Welt zu schaffen. Bescheidener kann ein Volk nicht mehr werden, als für seine Brüder das fordern, was jeder Italiener im Ausland wie selbstverständlich genießt.

Die Führung der Reichstagsfraktion des Zentrums dürfte wohl schon lange keinen derart populären Schachzug mehr getan haben, wie mit dem unerbittlichen Beschluß, den Youngplan erst zu verabschieden, wenn gleichzeitig die zur Sanierung der Reichskasse erforderlichen Geleze erledigt werden. Wohlhabende Menschen behaupten sogar, endlich habe die Reichstagsfraktion etwas gelernt aus der Vergangenheit, wo man mehr wie einmal die Zentrumspartei mit den unpopulären Maßnahmen belastete, nachdem zuvor die Gelden rechts und links sich in die Büsche geschlagen hatten. Das hat nun diesmal aufgehört. Wir danken dies den Herren Raas und Brünning von Herzen! Tollfischer wäre die Sache ohne diesen Beschluß auch diesmal so gekommen, daß man solange beisammengebunden wäre, bis der Youngplan angenommen gewesen wäre. Das kostet ja die beteiligten Herrschaften nichts. Jedoch das dicke Ende wäre in dem Moment gekommen, wo der Youngplan etatmäßige Wirklichkeit für uns geworden wäre. Da hätte einmal der Defizit der 700 Millionen aus der Welt geschafft werden müssen, dann das Kreuz der Arbeitslosen zu schiffe, die heute ebenfalls schon 700 Millionen betragen, kurzum zuerst wäre die Volkspartei ausgebrochen und sofort hernach die Sozialdemokratie. Das ist vorbeizuliegen: es gibt diesmal keinen Youngplan, ohne die vorher wörtlich festgelegte Gebrauchsanweisung für den Finanz-

Das Gespräch auf Villa Hügel vor Gericht

Berlin, 15. Febr. In dem Beleidigungsprozess des Chefredakteurs Georg Bernhardt gegen den Vorsitzenden des Stahlwerkesverbandes, Poensgen, der sich um eine Unterredung der deutschen Wirtschaftsführer auf Villa Hügel dreht, verhandelte heute mittag der Einzelrichter beim Amtsgericht Mitte folgenden Beschluß:

Auf Antrag beider Parteien soll in eine Beweisaufnahme über das Essener Gespräch, und zwar insbesondere über den Ausspruch des Dr. Fritz Thyssen, „diese Wirtschaftskrise brauche ich jetzt“, eingetreten werden, und zwar werden als Zeugen des Angeklagten Abgeordneter Dr. Bögeler, Reichsbankpräsident Schacht, Krupp von Bohlen-Halbach, Generaldirektor von Siemens und Dr. Reich und als Zeugen des Privatklägers Dr. Fritz Thyssen, Reichsbankpräsident Schacht, Abg. Dr. Bögeler, Geheimrat Kirdorf, Dr. Koffel, Abg. Klönne, Generaldirektor von Siemens, Dr. Reich und Abg. Graemer geladen. Ein neuer Termin wird von amtswegen anberaumt werden.

Länderkonferenz in Berlin

Dr. Sch. Berlin, 15. Febr. (Fig. Drahtber.)

Der Reichsfinanzminister Dr. Molkenhauer hatte für heute die Finanzminister und die Innenminister der Länder zu einer Besprechung der schwebenden allgemeinen Finanzfragen im Reich und in den Ländern gebeten. Im einzelnen wurde die Aufstellung der Haushalte des Reichs, der Länder und Gemeinden und die Wege zur Deckung der Haushalte erörtert. Weiter wurden die Möglichkeiten geregelter Anleihegebung im Zusammenhang mit der Fortführung und dem Umbau der Beratungsstelle für Auslandskredite beraten. Dabei wurde Uebereinstimmung über die Aufrechterhaltung der Beratungsstelle bis zur Verabschiedung des Haushalts 1930 erzielt, um die gründliche Prüfung der im übrigen vorliegenden Vorschläge zu sichern.

Der Ausverkauf der SPD.

Berlin, 15. Febr. Wie der „Vorwärts“ mitteilt, sind die Verhandlungen über den Verkauf des immobilien Vermögens der SPD noch im Gange und haben zum Teil bereits Ergebnisse gehabt. So ist dem Blatt zufolge das Hamburger Parteihaus der kommunistischen Partei am Valentinsplatz vor etwa 10 Tagen verkauft worden und zwar an den Hamburger Staat. Der Kaufpreis betrug nach Anfor-

mationen des Vorwärts rund 360 000 Mk. Er ist nicht in Bar bezahlt worden, vielmehr ist der weitaus größte Teil in Schuldverschreibungen des Hamburger Staates entrichtet worden.

Die Schäden der „München“ noch nicht endgültig festgestellt

Newyork, 15. Febr. Die Untersuchung über die Beschädigungen des Lloyd-Dampfers „München“ wird erst in der nächsten Woche beendet sein. Bisher hat sich außer den bereits gemeldeten Schäden nur die Forderung einer Platte feststellen lassen. Eine genaue Schadenabschätzung und eine Entscheidung darüber, ob das Schiff wieder instandgesetzt werden soll, wird aber erst möglich sein, wenn die Untersuchung durch Taucher endgültig abgeschlossen ist und die Laderäume 3 und 4 ausgepumpt sind.

Brand auf dem Lloyd-Dampfer „Wals“

Berlin, 15. Febr. (Fig. Ber.)

Auf dem im Dock 3 der „Deichmanag-Werf A. G. Weser“ in Bremen zur Vornahme von Ausbesserungen liegenden Dampfer „Wals“ des Norddeutschen Lloyd brach gestern an der Ladelade des 1. und 2. Decks Feuer aus. Es brannten Schalbreiter, Matten und sonstiges Material. Das Feuer hatte auch auf eine nahegelegene Mannschafstajüte übergegriffen. Die Wert- und Berufsfeuerwehr gab aus vier Schlauchleitungen Wasser und hatte, wie die Blätter berichten, das Feuer nach einer Stunde gelöscht, bevor es größeren Umfang annehmen konnte. Die Entstehungsurache des Brandes ist noch nicht bekannt.

Deutsche Weinbaukongress

Triest, 14. Febr. Unter dem Vorsitz des Präsidenten des deutschen Weinbauverbandes Dr. Müller-Karlsruhe fand heute hier eine Vorbereitungs- und ständige Weinbauorganisation statt. Es wurde beschlossen, den 30. Deutschen Weinbaukongress am 30. August bis 2. September in Triest abzuhalten. Der Kongress soll sich dem Rahmen der in Triest stattfindenden Weinbauausstellung würdig anpassen. Mit dem Kongress ist eine weinbautechnische Ausstellung verbunden. Die Stadt wird den Gästen einen Begrüßungsabend geben. Den Abschluss der Tagung werden Ausflüge in die Saar- und Moselgebiete bilden.

minister! Das schöne Gesellschaftsspiel des neuen Staates: Zwei Parteien suchen einen dritten Dummen, so à la „Besitzbürger“ seligen Gedankens, der die Aufgabe hat, es seinem Kinde, d. h. dem souveränen Volke zu sagen, wird diesmal bestimmt nicht steigen! Die Parteien, die aus dem Youngplan erwachsen, werden diesmal die legitime Unterchrift aller derer tragen, die sie beschließen, rechts und links vom Zentrum. Da der Youngplan ohne die Stimmen des Zentrums keine Annahme findet, muß eben die harte Nuß der Sanierung vorträger geknackt werden. Die Schuldenwirtschaft muß ein Ende nehmen, schon deshalb, um Herrn Schacht nicht ein zweites Mal zu bemühen, wie vor der letzten Weihnacht. Erfreulicherweise soll ein Blatt wie die „Neue Zürcher Zeitung“ der Initiative des Zentrums Beifall und rühmt seine „entschlossene und kluge Führung“.

Die Führung der Landwirtschaft hat in den verflochtenen Jahren schon mehr als einmal schwere Sorgen bereitet. Immer wieder verliert die dem Landbund nahestehende Richtung ummögliche Wege, die ein Politiker ablehnen muß, der über den heutigen Tag hinausdenkt. So jetzt wieder. Der Reichslandbund verlangt angesichts der Not im Osten nichts weniger, als den deutschen Osten für die nächste Zeit als eine Art Kolonialland zu betrachten, dem einfach alle Steuern, sozialen Abgaben usw. vorübergehend abgenommen werden müssen. Was soll man zu einer solchen Weltfremdheit sagen, einen ganzen Stand seiner Verpflichtungen zu entheben? Wo soll sich eine solche Demagogie z. B. im städtischen Proletariat auswirken? Man könnte beinahe meinen, obiger Beschluß sei das Werk von kommunistischen Lockspitzeln. Man kann einem Stande seine Lasten so gut wie abnehmen, aber ihn ausdrücklich auszunehmen, ist ein Ding der Unmöglichkeit und führt nur zu einer neuen Agrarhebe. Auf diesem Wege wird keine Hilfe kommen.

Dasselbe gilt von der Agitation zum Getreidemonopol. Noch vor kaum fünf Jahren tobte man um die freie Wirtschaft, heute ruft man nach einem ausgeprochenen Experi-

ment des Staatssozialismus. Der Sozialismus steht ja ungenügend zur Seite und sieht seine Saat reifen. Das Monopol soll die sozialistischen Massen wehren. Aber glaubt ein Mensch im Ernst, daß ein sozialistischer Minister seinen Leuten gegenüber höhere Getreidepreise verantworten kann. Das Schlagwort des Brotmachers käme nur dem Kommunismus zugute. Die inhumanen Forderungen des Sozialismus gegenüber den Monopolbläsen entflammten einzig und allein der Lühler Ueberlegung, daß ihm schon bald nach einem Kladderadatsch hier eine agrarische Position in den Schoß fällt, die er sich im Ernst früher nie erträumte und für die er eigentlich gar keinen Einsatz zu leisten brauchte. Was die Landwirtschaft in Nord und Süd und mit ihr die gesamte deutsche Wirtschaft braucht, sind nicht solche Kurpfuschereien, sondern eine neue deutsche Geldwirtschaft, mit billigen und langfristigen Krediten.

Tardieu kehrt erst Dienstag nach London zurück

London, 15. Febr. Tardieu erklärte gestern nachmittag vor seiner Abreise nach Paris, er habe keine Eile mit seiner Rückkehr, da gegenwärtig die Sachverständigen die wichtige Frage der Zahlen zu erörtern hätten. Dies bedeute überhaupt erst den Beginn der eigentlichen Verhandlungen. Der französische Ministerpräsident wird nicht vor Dienstag nach London zurückkehren. Briand beabsichtigt, am Montag nachmittag wieder in London zu sein.

Gegen die unmenschliche Tyrannei des Sowjets

wendet sich ein Erlaß des Kardinal Schulte, des Erzbischofs von Köln. Er hat soeben befohlen, daß während der heiligen Fastenzeit in allen öffentlichen Andachten eigens für die von der grauenvollen Religionsverfolgung in Rußland Bedrängten gemeinsam

gebetet werden soll. In den in die heilige Fastenzeit einfallenden Sonntagen soll der Klerus kurz bei der Predigt an die christliche Liebespflicht des anhaltenden Gebetes in vorgenannter Meinung erinnern. Zu Sonntag, den 23. März, sollen die Gläubigen eingeladen werden, an den abzuhaltenen etwa fünf Gebetsstunden vor dem ausgelegten allerheiligsten Sakramente sich nach Möglichkeit zu beteiligen. Etwasige Versammlungen zum Protest gegen die Greuel in Rußland mögen außerhalb der Kirche eingereicht werden.

Dr. Sch. Berlin, 15. Febr. (Eig. Drahtber.)

In ausländischen diplomatischen Kreisen verläutet der „Germania“ zufolge, daß drei Großmächte, die Botschaften in Moskau unterhalten, und in guten Beziehungen zum Zarischen Hof stehen, den Appell des Papstes, daß Sowjetrußland die Verfolgung der Glaubensbekenntnisse in der Sowjetunion einstellen möge, zu unterstützen beabsichtigen. Die drei diplomatischen Vertretungen würden die Sowjetregierung darauf hinweisen, daß die gegenwärtige Politik der Sowjetregierung gegen die Kirchen im Ausland keine Unterstützung finden könne, und daß sie selbstverständlich zu einem Rückfall der Sympathien für die Sowjetunion im Ausland führen müsse. Dieser Schritt soll in inoffizieller Form erfolgen, da sich die drei Großmächte nicht in die inneren Angelegenheiten Rußlands einmischen wollen. Sie würden aber darauf hinweisen, daß die Maßnahmen gegen die Kirchen in der Sowjetunion eine internationale Bedeutung erhalten haben, die den Mächten die moralische Pflicht gebe, entsprechende Vorstellungen in Moskau zu erheben. An deutscher zuständiger Stelle konnte die Nachricht bisher nicht bestätigt werden.

Der Fall Rutiewski

Die französischen Ermittlungen in Berlin.

Paris, 15. Febr. (Eig. Ber.)

Die zu Ermittlungen über das Schicksal Rutiewskis nach Berlin entsandten französischen Kriminalbeamten haben jetzt ihrer vorgelegten Behörde über das Ergebnis ihrer Reise Bericht erstattet. Während man in Berlin hörte, daß ihre Nachforschungen im wesentlichen unergiebig verlaufen seien, behauptet das „Echo de Paris“, die beiden Kommissare hätten zahlreiche wichtige Aufschlüsse mit nach Hause gebracht. Am Donnerstag bereits hätte in der Polizeipräfektur eine Besprechung stattgefunden, deren Gegenstand die vertraulichen Mitteilungen der beiden Beamten bildeten. Bei dieser Konferenz seien auch gewisse praktische Maßnahmen be-

Unruhen in Spanien

Paris, 15. Febr. Wie aus Barcelona berichtet wird, hat der Zivilgouverneur Pressevertretern mitgeteilt, daß sich in Bich Zwischenfälle ereignet hätten. Die Bevölkerung habe mehrere Häuser mit Steinen beworfen und sei in das Gebäude, in dem die Patriottische Vereinigung ihren Sitz hat, eingedrungen und habe dort größeren Sachschaden angerichtet. Gendarmverhaftungen seien nach Bich abgegangen, und die Militärbehörde sei mit der Wiederherstellung der Ordnung beauftragt worden.

Nach Angaben von Reisenden, die aus Madrid kommen, sollen nach einer Sabotageaktion aus Hendaye in den volksreichen Stadtvierteln von Madrid, Arbeitslosenunterstützungen stattgefunden haben, die die Polizei nötig, eingreifen. Dabei sei es zu Zusammenstößen gekommen, bei denen zahlreiche Manifestanten verletzt und andere verhaftet wurden.

Nach einer Meldung aus Paris hat der Innenminister eine Abordnung der Lebensmittelhändler empfangen, die um Schutz ihrer Läden gegen Ueberfälle durch angebliche Arbeitslose bat.

Die österreichische Hymne

Wien, 14. Febr. Der Unterrichtsminister hat neuerdings angeordnet, daß bei allen offiziellen Anlässen die Hymne von Haydn mit dem Text von Kernfeld zu singen ist; bei inoffiziellen Anlässen liegt gegen die Absingung des Deutschlandliedes kein Befehl vor. Dagegen darf die Kenner-Kienzl'sche Hymne, die niemals als Bundeshymne erklärt wurde, nicht mehr bei offiziellen Gelegenheiten zum Vortrag gebracht werden.

Die Papstkrönungsfeier in Berlin

Massenbeteiligung der Berliner Katholiken

Berlin, 14. Febr. Die katholische Aktion Berlin veranstaltete heute abend aus Anlaß der 8. Wiederkehr des Krönungstages Papst Pius XI. im Sportpalast eine eindrucksvolle Feier. Schon um halb 8 Uhr strömten die Katholiken von Berlin und der Mark in den Sportpalast und füllten die Räume bis auf den letzten Platz. Viele Einlassbegehrende mußten abgewiesen werden, da die Räume, die etwa 15000 Personen fassen, überfüllt waren. Von der Kuppel hingen weiß-gelbe Kirchenbanner, deutsche Fahnen und die der Stadt Berlin herab. Inmitten der Blumen- und Gründerkoration steht die Büste des Papstes. Viele studentische Korporationen und Vereine haben ihre Fahnenabordnungen entsandt. Um 8 Uhr betrat, jubelnd begrüßt, der apostolische Administrator von Berlin, Dr. Christian Schreiber, begleitet vom päpstlichen Geschäftsträger Centoz, unter den rauschenden Klängen eines Marsches die Halle. Vorstehend der katholischen Aktion, Ministerialdirektor Dr. Klaujener, hielt die Begrüßungsansprache. Dann nahm Ministerialdirektor Dr. Anderson das Wort zu einer Festrede. Er behandelte die Wirkamkeit der Päpste in den letzten 50 Jahren. Mit einem freudigen Bekenntnis zum Papsttum schloß der Redner seine Ausführungen.

Stürmisch begrüßt betrat darauf der apostolische Administrator von Berlin, Bischof Dr. Schreiber, das Rednerpult zu einer Ansprache, in der er u. a. ausführte: In seinem ersten Rundschreiben über den Frieden Christi im Reiche hat Pius XI. zum großen Zeitproblem der Menschheit, Befriedigung, zu einer Zeit, da der Völkerverbund noch eine Interessengemeinschaft zur Wiederaufhaltung der im Kriege unterlegenen Völker war, mit großem Freimuth und großer sittlicher Kraft Stellung genommen. Der Papst hat sich eingesetzt für die Lösung auch eines anderen schweren Zeitproblems, für die religiös-sittliche Erneuerung der Menschen. In der Frage der Jugendbildung und Jugendzucht ist er als Anwalt der

Rechte Gottes, Christi und der Kirche, sowie der christlichen Eltern auf die Heranbildung der Jugend aufgetreten. Im Missionsrundschreiben, durch die Vergünstigung der Missionsanstalten in Rom durch den Ausbau der wissenschaftlichen Missionsinstitute und durch die Belebung des Missionsgedankens in der katholischen Christenheit hat der Papst die Gewinnung der halben Welt für Christus in wirksamster Weise gefördert. Eine Reihe von wissenschaftlichen Instituten und praktischen Bildungsanstalten in Rom und auswärts hat Pius XI. besonders zum Zweck der Union zwischen der römischen und der schismatisch-orientalischen Kirche ins Leben gerufen. Im Geiste Christi hat der Papst wiederholt zugunsten des in seiner elementarsten Bewußtseinsfreiheit bedrängten russischen Volkes sich der Menschenrechte angenommen. So ist Pius XI. geworden der Bannträger des Friedens in Christo, der religiös-sittlichen Erneuerung und Heiligung durch Christus, der lebensvollen Eingliederung in das Königtum Christi, der Rettung des Reiches Christi in der nicht-christlichen Welt und der Verteidigung der Menschenrechte. Mit dem gemeinsamen Gesang des Papst Liedes schloß die glanzvoll verlaufene Feier.

Defenigo zum Nuntius in Berlin ernannt

Rom, 15. Febr. Im „Disservatore Romano“ wird nunmehr die Ernennung des bisherigen Nuntius in Budapest, Defenigo, zum Apostolischen Nuntius in Berlin bekanntgegeben.

(Damit sind die darüber bisher schon umgegangenen Nachrichten bestätigt.)

Im Banne der Turbine

Roman von A. Schöneberg.

(Copyright 1929 by Verlag Bechtold, Braunschweig.)

„Wieo und woher Sie mich nun eigentlich kennen, weiß ich immer noch nicht, Fräulein...“
 „Lina Seidewald“, half sie ein.
 „Was mir die hohe Ehre Ihrer Bekanntschaft verleiht, weiß ich also immer noch nicht, Fräulein Seidewald.“
 „Da sieht man Ihre Landfremdheit, wertter Herr. Sie unterschätzen unser liebes Hohenkirchen gewaltig. Ganz Hohenkirchen ist natürlich über Sie eingehend unterrichtet. Man kann eben nicht der Erfinder eines neuen Verkehrsmittels sein und in Hohenkirchen unbekannt bleiben. Das ist natürlich unvereinbar mit der Neugierde, oder sagen wir besser — mit der Bildungsfreudigkeit unseres lieben Städtchens. Natürlich ist jedermann stolz darauf, einen so berühmten Mann innerhalb seiner Mauern zu wissen. Und natürlich sind wir Mädels in erster Linie ganz genau unterrichtet. Wir erkennen Sie hier, und waren natürlich auch der Ansicht, daß Sie uns als Mitbürgerinnen erkannt hätten und ein wenig Ansehen nicht ganz verabsäumen.“
 „Sie sind eine Menschenkennerin, Fräulein Seidewald.“
 „Ganz! Sagte mein Chef gestern noch! Sie müssen wissen — ich bin rechte und linke Hand meines Chefs Berrig u. Co., Konfektionshaus in alten und neuen Neuheiten, Weiß- und Wollwaren. — Also, das mit der Menschenkennerin, sagte mein Chef auch, worauf ich prompt erwiderte: Darum bin ich immer froh, wenn Ihre Frau Gemahlin in der Nähe ist.“
 Weidenau lachte von Herzen. Das Mädel imponierte ihm. Ihr frisches, überprüdelndes Wesen war die beste Arznei für Grillenfängerei.
 Im kurzweiligen, harmlosen Ballgelaude verging die nächste Stunde im Fluge. Die Mädels drängten zum Aufbruch. Um zehn Uhr abends wollten sie in Hohenkirchen sein. Auf dem Heimwege fügte es sich ganz von selbst, daß Lina Seidewald meistens neben Weidenau ging. Das Erleben des Abends wirkte auf den Ingenieur nach, und er war, ohne es zu wollen, schweigsam.
 Einmal unterbrach Lina Seidewald seine Gedanken mit

der Frage: „Sie sind schweigsam, Herr Weidenau. Habe ich Sie verlegt durch meine burleske Art?“
 „Aber gewiß nicht, Fräulein Seidewald. Entschuldigen Sie, bitte, ich bin von etwas schmerzlicher Art.“
 „Eigentlich habe ich das Bedürfnis und die Ursache, mich zu entschuldigen. Unser Ueberfall auf Sie muß Ihnen doch zum mindesten etwas sonderbar vorkommen. Wir Mädels sind wochentags alle hart eingepunnt, und wehe, wenn Sie Sonntags losgelassen, dann schlagen Sie über die Stränge wie die Fährlingspöhlen. Ehrbaren Leuten schliegen wir uns mitunter so an wie Ihnen heute, zwar etwas heftig, aber aufrichtig. Zu entschuldigen ist das ja freilich nicht, doch immerhin zu erklären. Sie müssen sich nichts Schlimmes dabei denken. Es werden auf diese Weise nur absolut zuverlässige Herren zur Begleitung engagiert. Wie Sie sagten, ein gewisses Stück Menschenkenntnis beisteht mir ja, also Fehlgriffe sind ausgeschlossen. Und darum bitte ich Sie im Namen dieses lustigen Mädchenvereins — entschuldigen Sie und behalten Sie uns in bester Erinnerung.“
 „Ich habe zu danken, nicht zu entschuldigen“, sagte Weidenau. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was mir Ihr frohes Gelaude gewesen ist. Ich habe viel Schwerees hinter mir und bin geradezu ausgehungert nach Freude.“
 Lina Seidewald wurde plötzlich ernst. „Erzählen Sie!“
 hat sie, und der frohlockende Mann vergaß Zeit und Ort, vergaß, daß er zu einem Menschenkinde sprach, das er vor einigen Stunden noch nicht einmal dem Ansehen nach konnte, und erzählte dem aufhorchenden Mädchen von dem tollen Wirbel des letzten Vierteljahres.
 „Ich hab's nicht glauben wollen!“ erklärte das Mädchen schlicht, „jetzt, wo Sie selbst sagen, klingt's ganz anders. Aber ich glaube, daß Sie nun glatte Bahnen finden.“
 „Warum meinen Sie das?“
 „Weil ich es glaube!“
 Er brühte ihr dankbar die Hand und sagte: „Nun, wenn ein gewisses Fräulein Seidewald mich zuweilen lustig anlockt und mir ein Stückchen von meinem Zukunftsglauben schenkt, dann glaube auch ich an glatte Bahnen.“
 „Billig wie Brombeeren!“ scherzte sie.
 Im Eingange zur Stadt trennte Weidenau sich von der lustigen Schaar. Unschuldig zufrieden mit dem Anfang in Hohenkirchen ging er heim in sein Zimmer. Dieses Hohenkirchen war ganz Weidenau. Ein vorzügliches, gesundes Pflaster.

Weidenau hatte in Lina Seidewald einen Weggenossen gefunden, wie er für einen, der einfach seinen Weg geht, unerlässlich ist: Klug, unbedröhen, unermüdlich, stark in Körper und Seele, voll unerschütterlichem Humor. Noch einmal trafen sie sich Sonntags, dann auch in der Woche, es ging nur ein Monat ins Land, und diese beiden Menschen kannten sich und ihre Lebenswege wie Geschwister.
 Lina Seidewald besaß zwar keine technischen Kenntnisse, aber eine gesunde Dosis-technischer Begabung. Sie konnte Weidenaus Auseinandersetzungen schweigend zuhören, und wenn sie spärlich eine Frage einbrachte dann wachte dieses wesentliche, so als wenn sie von einem Führer käme und nicht aus dem Munde einer Schülerin. Sie begriff, daß es sich bei Weidenaus Werk um etwas Ganzes handelte, das keine Halbheit ertrug, das seinen Mann reiflos forderte. Sie besaß die große Gabe, ihm Gesellschaft und Unterhaltung zu leisten und ihn doch nicht von der Arbeit abgucken. Wenn es notat, dann rief sie ihn heraus aus der Arbeit, nicht zu nutzlosem Zeitvertreib spielerischer Ratten, sondern zu straffe spendender Erholung. Sie wachte über ihn, daß er nicht über hirnverehrendem Briten über verwichenen, verzeigten Konstruktionältern oder nachselangem Pflücken der Schweifstidflamme sich und die beseligende Gotteswelt ringsum vergaß.
 Als er wieder einmal nach einer dreiviertelstündigen Nacht und einem langen Sonntagvormittag ergebnislos über Pläne und Berechnungen gehockt hatte, nahm sie ihm den ganzen Wust einfach unter den Händen fort und zwang ihn, mit hinauszu kommen. Dit ging das ähnlich. Das Gold der letzten Novembermonate hatten sie aus dem feinen Filigranwerk entlaubarer Weise, und vermieden später auch nicht den Kampf mit den wüsten Stürmen, die hier oben schon früh den Winter brachten.
 Lina Seidewald war eine Ausnahmenatur im guten Sinne. Sie konnte wortlos eine geschlagene Stunde lang neben ihm durch den Wald laufen, wenn sie jedoch sah, daß sich die Furchen auf seiner Stirn in nutzlosem Suchen immer tiefer eingruben, dann fuhr sie ihm wohl lachend mitten in die endlosen Berechnungen hinein: „Tempo! Tempo! Das ist die Parole der Zeit, mein Herr! Geschwindigkeit! Früher war es eine Segerei! Heute ist es eine Lebensnotwendigkeit. Wo wieviel Stundenkilometern verfeigen sich denn wieder Ihre Pläne, mein Verehrtester? Hundert? Hundertfünfzig? Zweihundert?“
 (Fortsetzung folgt.)

Dr. Gerlichs Werk über Therese Neumann

Von Friedr. H. von Lama

Bei einem Besuche, den ich im Oktober 1928 zusammen mit einem meiner geistlichen Brüder in Konnersreuth machte, nahm ich Gelegenheit, auch an der Türe anzuklopfen, hinter der ich den ehemaligen Schriftleiter der „Münchener Neuesten Nachrichten“ und Berufshistoriker, Herrn Dr. F. Gerlich an der Arbeit wußte. Es war im Parthofe, erstes Zimmer rechts. Ich fand einen sehr liebenswürdigen, aber auch sehr beschäftigten Herrn, umgeben von Tabaktraum, etwas „verschmupft“ infolge des nächtlichen Wetzens. Nicht nur der Tisch, sondern auch die Stühle um ihn herum waren mit beschriebenen Papierbogen belegt, die erst zusammengeschoben werden mußten, um Sitzgelegenheit zu schaffen; ich wurde lebhaft an P. Denise O. Pr. in der Via S. Sebastiano in Rom erinnert, da hatte es so ähnlich ausgesehen. War eben auch ein Gelehrter und Historiker. Was damals noch in Konnersreuth an beschriebenen Papierbogen umherlag, liegt mir heute zu zwei stattlichen Bänden angewachsen, sein sauberlich gedruckt und elegant gebunden vor, das Werk: „Die Stigmatisierte von Konnersreuth“.

Beim Aufschlagen des ersten Bandes fällt unter Blick sofort auf ein ausgezeichnetes Bild Therese Neumanns, das wohl selbst seine eigene Geschichte hat, denn Therese verhält sich gegen alle Zumutungen, sich selbst darstellen zu lassen, entschieden ablehnend. Soviel wissen wir, daß jede anderweitige Wiederholung dieses hervorragend gelungenen Bildes sehr ernste Folgen nach sich zöge. Sowohl, das ist Therese Neumann, oder besser gesagt: so sieht sie manchmal wirklich aus. Denn ich fand nie einen Menschen, der so vielen Veränderungen in seinen Zügen unterworfen ist wie die Stigmatisierte von Konnersreuth.

Wir haben schon früher mitgeteilt, von welchen Grundrissen sich der Verfasser dieses Werkes leiten hat lassen. Obenan stand ihm das Gebot, „nicht falsches Zeugnis zu reden“ und so hat er die Dinge, wie er sie gefunden, getreulich festgehalten, hat das schon halb Vergessene mühsam wieder aus der Vergessenheit hervorgeholt, hat das scheinbar unrettbar Verwirrte entwirrt, hat Ordnung in das gebracht, was nach zahlreichen, sich wissenschaftlich benennenden Schriften zu Chaos geworden war und damit nicht nur weiteren Phantasien den Boden entzogen, sondern auch die Beweisführung ermöglicht, wie wenig solche medizinische Arbeiten in festem Tatsachengrunde verankert waren und sind.

Niemand weiß, welche Zukunft Therese Neumann vorbestimmt ist, aber das ist sicher, daß noch keine Stigmatisierte zu Zeiten, da der Nachweis aller Einzelheiten nach möglich war, je einen so gründlichen und unparteiischen Biographen gehabt hat. Er entrollt vor uns die ganze Lebensgeschichte bis zum Brande vom März 1918, der dann so außerordentliche Folgen hatte. Er erzählt uns nach mühsamen Rekonstruktionen unter Heranziehung aller Beteiligten und ihrer Zeugnisse eine Krankheitsgeschichte, die in all ihren bisher größtenteils unbekanntem Einzelheiten etwas ganz anderes ist, als uns Professor Ewald und seinesgleichen bisher aufgetischt hatten. Es ist aber auch eine Krankheitsgeschichte, die menschlich betrachtet, viel trauriger ist, als alles, was wir uns bisher darunter vorstellen. Erst von diesem in aller Mächtigkeit vorgetragenen Hintergrund von Schmerz und unheilbarem Elend heben sich die plötzlichen Heilungen richtig in ihrer wahren Natur ab und zwingen zu dem von Dr. Gerlich wider seine eigene Weltanschauung gemachten Geständnisse, daß sie „natürlich nicht erklärbar sind“, also nur übernatürlich zustande gekommen sein können.

In gleicher Sachlichkeit werden die Schamungen und das Auftreten der von den Bundmalen begleiteten Passionsfesten, die Sühneleiden und Stigmatabblutungen mitgeteilt, wobei jedoch, abgesehen von einzelnen Aufzeichnungen Herrn Harrer Nabens die Ergebnisse Dritter, wie wir sie in unregelmäßigen „Konnersreuther Chronik“ der Öffentlichkeit übergeben und demnächst wieder übergeben werden, nicht berücksichtigt wird.

Der zweite Band befaßt sich fast ganz mit der Beantwortung der Frage: Ist Therese Neumann hysterisch? Nachmals zieht der ganze Krankheitsverlauf an uns vorüber, aber diesmal nur als Mittel zum Zweck, um die Nichtigkeit der bisherigen Urteile der Vertreter der medizinischen Wissenschaft gründlich nachzuprüfen. Hier löst er vor allem auf Professor Ewald, der als Vertreter der medizinischen Wissenschaft mit seiner Arbeit führend dastehet. Hier reißt sich nun bei Gerlich der Nachweis eines „schweren Verstoßes gegen die Tatsachenerforschung“ an den anderen, der Nachweis der Nichtberücksichtigung bereits vorliegender Feststellungen. Alle Mängel die sich aus mangelhafter Untersuchung ergeben, habe „Ewald als Verstoß gegen die wissenschaftliche Methode zu verantworten. Für sie gibt es keine Entschuldigung.“ Scharfsinnig bemerkt Dr. Gerlich u. a.: „Neben die Frage, ob eine Patientin, die an den organischen Folgen einer Verletzung und mehrerer Stürze auf den Kopf leidet, geheilt wird, wenn man sie in einer Klinik wegen Hysterie behandelt, fehlt mir die Erfahrung.“ Und zusammenfassend stellt er fest: „Die Krankheitsgeschichte, die Ewald schildert, ist jedenfalls nicht die der Therese Neumann.“ Wir haben aber hier nicht die Frage zu untersuchen, ob eine Kranke, die den von Ewald angenommenen Krankheitsverlauf aufweist, als hysterisch anzusehen ist. Da er seine Arbeit „Die Stigmatisierte von Konnersreuth“ über schreibt, haben wir das Recht zu beanspruchen, daß die Geschehnisse und Erscheinungen, die er seinem Gutachten zu Grunde legt, auch wirklich die der Therese Neumann sind.“ Und Professor Ewald muß sich gefallen lassen, daß ihm gesagt wird, was er geschrieben hat, sei nicht eine „autentische Stellungnahme“ und ein „Untersuchungsbericht“, sondern nur ein „medizinischer Roman“. Ähnlich ergreift es Geheimrat Obedt, der Ewald bescheinigt hatte, er habe „mit einer nicht mehr zu übertreffenden Sorgfalt und Wissenschaftlichkeit“ seine Untersuchung vorgenommen. Auch die übrigen „Sachverständigen“, wie Dr. von Weisk, Dr. Käst, Dr. Niehl von Mayendorf, Dr. Stephan, Dr. Schulz kommen nicht besser weg, wobei ihnen immer neue Verstöße gegen die Tatsachen nachgewiesen werden und Dr. Gerlich gefest, daß er bei der Prüfung ihrer Arbeiten „keine Gelegenheit hatte, über Ausführlichkeit und Gewissenhaftigkeit erstaunt zu sein, sondern nur darüber, daß die Arbeiten allgemein das Gegenteil zeigten“.

Eine Untersuchung der Therese Neumann durch einen Arzt, die den wissenschaftlichen Ansprüchen der Schulmedizin genügt liegt... bis heute nicht vor. Die Urteile, die diese Arbeiten enthalten, gründen sich auf eine völlig unzulängliche Kenntnis der Geheimnisse und sind deshalb ausnahmslos als wertlos zu erachten.

Die Schlusskapitel des zweiten Bandes behandeln noch „die Lebenshaltung der Therese Neumann“, „die Wiedergabe fremder Sprachen“, „die historische Glaubwürdigkeit der Therese Neumann“, um dann mit dem Ausdruck der Überzeugung zu schließen, daß die Angaben, die er „in der Lebensbeschreibung der Therese Neumann vereinigt hat, historisch und kritisch zureichend beglaubigte Tatsachen sind...“ und daß der Gesamtfall Therese Neumann nicht natürlich erklärbar ist.

Baden

Werbungspolitik

In einem Werbebrief, vom Ortskartell Karlsruhe im Deutschen Beamtenbund zur Zeit an Beamte versandt, wird unter anderen Fragen, die zur Gewinnung von Mitgliedern gestellt werden, auch folgende vorgebracht: „Wissen Sie eigentlich, daß der jetzige Reichsminister Dr. Stegerwald in aller Deffentlichkeit gefordert hat, 300 000 bis 400 000 deutsche Beamte abzubauen, um dafür 100 000 Angestellte einzustellen?“

Selbstverständlich nimmt jeder Beamte, der das liest, an, daß Stegerwald als Minister öffentlich eine derartige Forderung erhoben habe. Wir wollen annehmen, daß die für das Werbeblatt Verantwortlichen sich dessen nicht bewußt waren, daß sie mit dieser Frage 1. eine Unwahrheit schreiben und 2. einen total falschen Eindruck erwecken mußten. Gewiß hat Stegerwald im Jahr 1927 anlässlich der Revision der Beamtenbesoldung im Reich das eine oder andere gesagt, was mehr den damaligen Auffassungen der Arbeiterklasse entsprach, als daß es den Beamten gefallen konnte. Wir haben das damals ebenfalls festgestellt. Aber niemals hat er eine derartige Forderung erhoben, wie sie ihm in dem Werbeblatt des Beamtenbundes nachgelegt wird, weder jetzt als Reichsminister noch damals 1927, als er noch an der Spitze der christlichen Gewerkschaften stand. Gegenüber den vielen mit falschen Angaben arbeitenden Angriffen, die damals gegen ihn erhoben wurden, gab er eine Darlegung seiner Meinungen über die Beamtenfrage in einer Broschüre „Zur Reform der Beamtenbesoldung“ (1927, Christlicher Gewerkschafts-Verlag, Berlin Wilmersdorf) heraus. In dieser Broschüre hieß es unter anderem: „Reichsämter und Gemeinden zahlen heute an Beamtengehältern und Pensionen mehr, als sie vor dem Krieg überhaupt Einnahmen hatten. Dieser Zustand kann nicht vermindert werden. Nach den gemachten Vorschlägen können in 10 bis 15 Jahren, wenn die Stellen der Beamten, die sterben oder ausscheiden, nicht wieder (von Ausnahmen abgesehen) durch neue Beamte ersetzt werden, etwa 300 bis

400 000 Beamte gespart und damit allmählich eine sehr bedeutende Steuer- und Pensionserleichterung erreicht werden.“ Unmittelbar darauf fragt er: „Ist das etwa Beseitigung des Berufsbeamtentums? Wer das Berufsbeamtentum im demokratischen Staat von nicht vertretbarem Ballast befreit, arbeitet an der Festigung des Berufsbeamtentums und nicht an dessen Beseitigung.“ Weiter schrieb Stegerwald in jener Broschüre: „In Beamtenfreien wird vielfach die Meinung vertreten, daß Schreiber dieses ein Gegner des Berufsbeamtentums sei. In Wirklichkeit ist auf seine Veranlassung bei der Bildung der preussischen Regierung im März 1919 ausdrücklich das Berufsbeamtentum in der preussischen Republik anerkannt worden, wovon vorher, d. h. seit der Staatsumwälzung, in Weimar nirgendwo die Rede war.“

Aus diesen zitierten Äußerungen Stegerwalds ergibt sich zwar, daß er seine eigene Meinung über die Beamtenfrage hat; nicht aber ergibt sich aus ihnen, daß er ein Gegner des Berufsbeamtentums ist; ebenso nicht, daß er den Abbau von 300 bis 400 000 Beamten gefordert hat, um dafür 100 000 Angestellte einzustellen. Von einem Abbau der jetzt im Amt stehenden Beamten hat er überhaupt nicht gesprochen, sondern nur von Einsparung von Stellen im Lauf von 10—15 Jahren. Inwiefern er sich heute als Reichsminister zu seinen damaligen Äußerungen — nicht Forderungen — als Leiter der Gewerkschaften an oberster Stelle noch bekennt, darüber wissen wir nichts. Für uns handelte es sich hier nur darum, gegenüber dem falschen Eindruck, den jene Frage des Werbeblattes des Beamtenbundes hervorruft, die Tatsachen festzustellen, zu denen sich damals Stegerwald bekannte.

Wegen Religionsvergehens

Wie „Ludendorffs Volkswarte“ mitteilt, in München ein Untersuchungsverfahren gegen Frau Mathilde Ludendorff und den Schriftleiter der „Volkswarte“, Hans Kurth, im Gange. Das Verfahren wurde schon im Januar eingeleitet, da die Staatsanwaltschaft am Landgericht München I wegen des Artikels „Eine Kampfstadt gegen die Priestertränne“ in „Ludendorffs Volkswarte“ vom 15. Dezember v. J. öffentliche Anklage wegen Religionsvergehens erhoben hat. Der betreffende Artikel bespricht das Buch von Charles Darwin „Die Entwicklung des Priestertums und der Priesterreiche“, in der von Frau Ludendorff verfaßten Buchbesprechung ist eine Reihe der gemöhnlichen fanatischen Ausfälle gegen Einrichtungen der katholischen Kirche enthalten.

Hans Kurth ist jüngst auf seiner Agitationsreise auch nach Baden gekommen und hat an verschiedenen Orten gesprochen. Frau Ludendorff ist bekanntlich Medizinerin; weder ihre Kenntnisse der katholischen Religion noch ihre Urteilskraft reichen aus, um auf einem ihr an sich fremden Gebiet, wie das von ihr beschrittene Gebiet des Kampfes gegen die katholische Kirche es für sie ist, Stichhaltiges zu schreiben oder zu sagen. Sie kann sich allerdings darauf berufen, daß man von jeder die Erfahrung machen konnte, daß für Angriffe auf Religion und Kirche der Wille genügt und auf das Wissen vielfach vollkommen verzichtet wurde.

Berliner unpolitischer Brief

„König von Portugal“ — Der unterirdische Gang — Stresemann Straße — Karneval

Da behaupten böswillige Verleumder immer, in der Reichshauptstadt gebe es keine Tradition und alles, was an die Vergangenheit erinnere, müsse verschwinden. In manchen Fällen trifft das ja wohl zu; aber es lassen sich doch glücklicherweise auch Ausnahmen nachweisen. So feierte dieser Tage die älteste Gast- und Unterfunkstätte Berlins, der „König von Portugal“ das 250jährige Bestehen. Der etwas eigenartige Name stammt aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Damals logierte in dem Gasthaus ein portugiesischer Gesandter, der zum Hof des preussischen Königs gekommen war. Vor hundert und mehr Jahren war der „König von Portugal“ sehr bekannt, ja sogar berühmt. Vertreter der Kunst und Wissenschaft gaben sich dort ein Stelldichein und wenn die alten Mauern erzählen könnten, so wüßten sie manches zu sagen von Dingen, die seinerzeit beim Klatsch der Hofdamen eine wichtige Rolle spielten.

Ende des vergangenen Jahrhunderts bot der „König von Portugal“ nochmals gelegentlich eines heiteren Vorfalls wochenlang Stoff für das Tagesgespräch. Eine ehrfame, alte Waisfrau stand im Keller des Gasthauses am Nachschaf. Unter ihren Füßen spürte sie starke, rostige Eisenplatten und glaubte, dadurch einen besonders sicheren Stand zu haben. Wie erschrak aber die alte Frau, als der Boden nicht nur wankte, sondern nachgab und sie zwei Meter in die Tiefe verfallen ließ. Als sie sich mit vieler Mühe und Not aus ihrer Gruft befreit hatte, lief sie schmurzstrahlend zum Polizeipräsidium und machte eine Meldung von ihrem Erlebnis, wobei sie nicht vergaß, darauf hinzuweisen, daß es auf eine heimliche Ermordung des preussischen Königs abgesehen sei, weil im Gasthaus „König von Portugal“ ein unterirdischer Gang gegraben würde. Der Polizeipräsident begab sich in höchster Eile zum Königlichen Beamten zum Tatort und stellte fest, daß es sich tatsächlich um einen unterirdischen Gang handelte, der nach genauer Prüfung ein recht beträchtliches Alter aufwies und vom Schloß unter dem „König von Portugal“ hindurch bis zur Marienstraße führte. Mit einer Ermordung des preussischen Königs hatte dieser Gang selbstverständlich nichts zu tun, sondern er diente wahrscheinlich dem Hofe zum unauffälligen Besuch der Kirche. Inzwischen wurden meiste Straßen des Ganges verkleidet. Nur das Loch, in das die Waisfrau gefallen war, können noch die Fremden im „König von Portugal“ sehen.

Nicht so romantisch wie die Geschichte von diesem unterirdischen Gang mutet der Streit an, der seit dem Tode des Reichsaußenministers Stresemann um die Benennung einer Berliner Straße mit seinem Namen geführt wird. Nach einem mehr lange dauernden als hübschen Hin und Her, traf der Polizeipräsident mit Zustimmung des preussischen Innenministers jetzt endgültig die Entscheidung. Die bisherige Königgräberstraße wird umbenannt in Stresemannstraße. Auch andere Straßenzüge sah man als geeignet an. Unter anderem standen die Lenné-, die Tiergarten- und die Voh-Strasse zur Debatte. Bei diesen drei Straßen wäre die Umbenennung ohne Zweifel leichter gewesen, als bei der Königgräberstraße, weil diese Straßen so gut wie keine Geschäfte besitzen. Besonders die Voh-Strasse hätte sich gut zur Umbenennung geeignet, weil sie in allernächster Nähe des Auswärtigen Amtes liegt. Doch wie gesagt, die Entscheidung ist gefallen. In der Königgräberstraße befindet sich beinahe in jedem Hause ein Geschäft oder eine Gast-

wirtschaft. Auch mehrere große Hotels und ein Theater liegen in dieser Straße. Die Geschäftsleute sind selbstverständlich über die Umbenennung durchaus nicht erfreut, denn es entstehen ihnen durch Abänderung der Druckfachen usw. immerhin erhebliche Kosten und außerdem befürchten sie, soweit sie auf den Verkehr mit ausländischer Kundschaft angewiesen sind, gewisse Schädigungen. Da aber bei der Umbenennung der Budapesterstraße in Friedrich-Ebertstraße die an die Wand gemalten Schwierigkeiten binnen kürzester Frist überwunden und vergessen wurden, glauben die Behörden, daß ein ähnlicher Zustand auch bei der Stresemann-Straße eintreten wird.

Ausschlaggebend für die Entscheidung des Polizeipräsidiums dürften vor allem zwei Momente gewesen sein. Zunächst verschwindet jetzt der Name Königgrätz, der doch eine recht unliebliche Erinnerung an den Preußisch-Oesterreichischen Bruderkampf war und ferner trägt der Straßenzug, der sich vom Reichstag bis zum Gallischen Tor hinzieht, nunmehr die Namen zweier hervorragender Staatsmänner der deutschen Republik: Friedrich Ebert und Stresemann. Der Kampf ist entschieden, die Geister können sich wieder an anderen Problemen erhitzen. Ohne Mängel geht es ja bekanntlich nie ab. Und gerade der Berliner hat bei allen Maßnahmen, die von seinen der maßgebenden Instanzen getroffen werden, etwas auszuheulen.

Als zu früherer Zeit zur Bezeichnung von Fernsprechämtern die Namen bestimmter Stadtteile gewählt wurden, war man mit dieser Regelung nicht zufrieden. In früherer Erinnerung ist noch der Sturm, der sich erhob, als ein neues Amt „Gassenheide“ heißen sollte. Alle Teilnehmer fühlten sich gekränkt, weil sie glaubten, es könne die Vermutung bestehen, sie wohnt gar nicht mehr innerhalb der Berliner Stadtgrenze, sondern außerhalb in der Heide, wo die Hosen herumlaufen. Der Name mußte geändert werden. Die Oberpostdirektion glaubte, dem Geschnad der Berliner mehr entgegenkommen zu müssen und verfiel zur Bezeichnung von Fernsprechämtern auf die einprägsamen Worte: Flora und Vineta. Man wird dabei an schöne Blumenpracht und an herrliche Wassergestade erinnert. Da nun die Sache etwas milder geworden war, so ging die Oberpostdirektion noch einen Schritt weiter und wählte sogar den Namen des alten Meergottes Poseidon für ein neues Fernsprechamt. Es wird wohl nicht zu lange dauern, bis dem Olymp noch mehr Vertreter entnommen werden, die bei der Post als Zaufpaten anzutreten haben.

Abzuwarten bleibt, auf welches Gebiet sich künftig die Oberpostdirektion begeben wird. Vielleicht kommt gelegentlich einmal die Bergwelt dran und dann wird man uns vielleicht das Fernsprechamt Simalaja oder Gaurifantar beschreiben. Um all diese Dinge kümmert sich jedoch in diesen Wochen die Berliner Jugend, selbst wenn sie schon in den vierziger oder fünfziger Jahren steht, so gut wie nicht. Die Devise heißt: Karneval. Allerdings darf man nicht den Maßstab anlegen, wie man ihn vom Rheinland her oder aus München gewohnt ist. Die erstere nordische Veranstaltung läßt den ungezwungenen, freien, heiteren Ton nicht aufkommen. Ob es sich um Maskenbälle, um Kostümfeste oder um Redouten handelt: Stets sieht man viele Menschen, die bereit sind, sich von einigen Künstlern amüsierten zu lassen, aber selbst nicht zur Stimmung beizutragen vermögen. E. F. G.

Moskau subventioniert die „Rote Fahne“

Der „Vorwärts“ hat dieser Tage mitgeteilt in Nr. 73, daß das kommunistische Hauptorgan, die „Rote Fahne“, eine Auflage von 25 000 Exemplaren hat. Von dieser Auflage würden allein 5000 Stück von der russischen Botschaft und Handelsvertretung in Berlin bezogen. Damit seien also genau 20 Prozent der Gesamtauflage der „Roten Fahne“ von der Moskauer Botschaft abonniert. Diese sei also auch eine von der Sowjetbotschaft in Berlin subventionierte Zeitung. Der „Vorwärts“ meint weiter, diese Tatsache, daß die „Rote Fahne“ von der amtlichen Vertretung der Sowjetregierung in Berlin ausgehalten werde, sei besonders interessant angesichts der Gemeinheiten, die die „Rote Fahne“ gemohnheitsgemäß gegen die Reichsregierung und die Preußenregierung zu schändern pflege.

Die Nachricht des „Vorwärts“ wurde von der Berliner Sowjetbotschaft folgendermaßen dementiert: „Die Meldung über angebliche Subventionierung in irgend welcher Form der Zeitung „Rote Fahne“ durch Botschaft oder Handelsvertretung der Sowjetunion in Berlin ist glatt erfunden.“

Es ist ein ganz bezeichnendes Dementi. Aber es wurde selbst wieder von einem Kommunisten dementiert, nämlich von dem Reichstagsabgeordneten **Stöcker**, der in seiner Rede am Donnerstag davon sprach, daß Sowjetbotschaft und Handelsvertretung der Sowjetunion in Berlin nur 14 Exemplare der „Roten Fahne“ bezogen. Und dazu sagt nun der „Vorwärts“, daß die Frage jetzt offen bliebe, wieviel durch sie bezahlt würden. Wie Bezug und Bezahlung erfolgen, unter welcher Maske und welcher angeblichen Zweckbestimmung sei völlig gleichgültig. Die Tatsache als solche bleibe bestehen. „Allen Dementierungsversuchen gegenüber — so sagt der „Vorwärts“ — stellen wir nochmals fest: Mit sowjetrussischem Gelde werden 5000 Exemplare der „Roten Fahne“, das sind mindestens 20 Prozent der Gesamtauflage, bezahlt. Das Auslandsabonnement der „Roten Fahne“ beträgt monatlich 480 Mark. Sie erhält also in sowjetrussischem Gelde 24 000 Mark im Monat, das sind 288 000 Mark, mehr als eine Viertelmillion im Jahre.“

Wenn diese Feststellungen des „Vorwärts“, die er nun zum zweiten Mal macht, den Tatsachen entsprechen, so sind die Vorfälle für die gesamte Öffentlichkeit äußerst interessant.

Weitere Wahlrechtsklagen

Die Verjude, die Splitterparteien bei der Verteilung der Mandate möglichst auszuhalten und dadurch eine Konzentrierung des Parteimeistens bei den Wahlen zu erreichen, sind bisher überall an dem Einspruch der Kleinen Parteien gegen die Entscheidung des angerufenen Staatsgerichtshofes gescheitert. Soeben noch in Bayern; denn auch die Bestimmung des bayrischen Landtagswahlgesetzes, daß die 15 nicht durch direkte Wahl in den 8 Wahlkreisen zu besetzenden Mandate, nur unter die Parteien zu verteilen seien, die durch direkte Wahl mindestens ein Mandat erhalten, sollte im Grund gegen die Splitterparteien wirken. Der Staatsgerichtshof hat aber, wie bereits gemeldet, diese 15 Mandate für verfassungswidrig erklärt.

Jetzt hat auch Preußen seinen Wahlrechtsprozeß vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig. In Preußen klagten die nationalsozialistische Volkspartei und die Volksrechtspartei zum Zweck der Aufhebung der Bestimmungen im Landtagswahlgesetz, wonach erstens die Bestimmungen aller Parteilisten unberücksichtigt bleiben, die nicht wenigstens 20 000 Stimmen auf einen der verbundenen Kreiswahlvorschläge vereinigt haben, und zweitens keine Parteiliste auf der Landesliste mehr Mandate erhalten darf, als sie auf ihren Kreislisten errungen hat.

Die preussische Regierung stellt sich in Leipzig auf den Standpunkt, daß die Einschränkung der Bildung von Splitterparteien ein Gemeinbekenntnis des ganzen europäischen Kulturkreises sei. Wohin es mit der Aufzählung von Splitter-

parteien kommen könne, zeige Lettland, wo sich bei den letzten Wahlen 141 Parteien um die 100 Abgeordnetenmandate beworben hätten. Demgegenüber berufen sich die Vertreter der Splitterparteien auf das gleiche Recht für alle, das man auch den Anhängern der sich erst bildenden kleinen Parteien nach der Verfassung nicht verweigern dürfe.

Eine Entscheidung ist noch nicht getroffen; aber nach den Erfahrungen, die bisher vorliegen, werden höchst wahrscheinlich die Splitterparteien Recht bekommen, woraus sich von neuem ergeben würde, daß der Kampf gegen die Splitterparteien nicht durch die Bestimmungen des Wahlrechts geführt werden kann, sondern nur durch die Stärkung des gesunden politischen Urteils der Wählerschaft. Eine Wählerschaft, die politisch denken gelernt hat, wird sich bei den Wahlen für das Parlament nicht von einem einseitigen Spezialinteresse bestimmen lassen, sondern nur dann auch ihr eigenes Interesse am besten gewahrt sehen, wenn das Gesamtwohl des Staates in erster Linie bei der Wahl zum Ausdruck gekommen ist.

Badischer Landtag

Das Gesetz über die Aufbesserung geringbezahlter Pfarrer

Karlsruhe, 15. Febr. Wie bereits gemeldet, hat die Regierung dem Landtag einen Gesetzentwurf über die Aufbesserung geringbezahlter Pfarrer als Einheitsmittel vorgelegt. Er ist notwendig geworden, weil der Entschluß der letzten Reichstags-Sitzung (1. April 1921) mitten in die Budgetperiode hineinfällt. Die Vorlage bringt den kassenmäßigen Abbau des Zuschusses. Es soll eine generelle Kürzung der Staatszuwendungen um 20 Prozent für die ersten beiden Jahre 1931 und 1932 und um 25 Prozent für die nächsten zwei Rechnungsjahre erfolgen. Dazu sollen dann weiter zum Zweck der Erreichung der Parität bei der Gewährung der Zuschüsse zur Pfarrerbesoldung die Sinderzuschläge für die evangelischen Pfarrfamilien in der Weise abgebaut werden, daß für das zweite und dritte Rechnungsjahr nur noch 50 Prozent und im vierten Jahre nur noch ein Sechstel derselben gezahlt wird. Für 1931 sind daher die vollen Sinderzuschläge in Ansatz gebracht. Durch den Teilabbau in zwei Etappen glaubt man das Interesse der Kirchen zu wahren. Die Ubergangszeit von 24 Jahren, wie sie durch das letzte Abänderungsgesetz gegeben worden ist, war zu kurz, als daß sich die Kirchen auf das Ende der seit dem Jahre 1924 gewährten staatlichen Zuschüsse hätten vorbereiten können. Die Frage, wie der Abbau weitergeführt und bei welcher Grenze etwa Halt gemacht werden sollte, muß offen gelassen werden. Offen bleibt auch die Frage einer Währungsreform nach Artikel 188 und 173 der Reichsverfassung. Aus der Feststellung, daß der Einheitsmehrsatz nur wenige Prozente (bei der römisch-katholischen Kirche 3 Prozent in den Jahren 31 und 32 und 4 Prozent in den Jahren 33 und 34, bei der ev.-protestantischen Kirche zunächst 8 Prozent und sich allmählich auf 5 Prozent steigend) folgend die Regierung, daß es den Religionsgesellschaften gelingen wird, auch nach den vorgeschlagenen Kürzungen der staatlichen Zuschüsse ihre Finanzlage in Ordnung zu halten. In einer Anlage zum Gesetzentwurf wird die Entschädigung der Einnahmen und Ausgaben der römisch-katholischen und der ev.-protestantischen Kirche seit 1924 und gegenüber 1913 dargestellt, woraus sich trotz starker Steigerung aller Ausgaben eine günstige Entwicklung der Vermögenslage der Kirchen ergibt.

Nach der Vorlage sollen die Aufbesserungszuschüsse vom 1. April 1931 bis 1. April 1932 betragen: 894 000 RM. für die römisch-katholischen Pfarrer, 672 700 RM. für die ev.-protest. Pfarrer, 23 600 RM. für die altkatholischen Pfarrer, 13 200 RM. für die Rabbiner der israelitischen Bundesgenossen, 3100 RM. für die freireligiösen Prediger. Vom 1. April 1932 an bis zum 1. April 1933 wären folgende Aufbesserungszuschüsse zu zahlen: 894 000 RM. für die römisch-katholischen Pfarrer, 591 800 RM. für die evangelisch-protest., 21 100 RM. für die altkatholischen Pfarrer, 12 600 RM. für die Rabbiner, 2700 RM. für die freireligiösen Prediger. Vom 1. April 1933 an bis zum 1. April 34 wären zu leisten: 833 400 RM. für die römisch-katholischen, 556 100 RM. für die evang.-protest., 19 500 RM. für die altkathol. Pfarrer, 11 500 RM. für die Rabbiner, 2500 RM. für die freireligiösen Prediger. Vom 1. April

1934 an bis zum Ende 1934 sollen folgende Zuschüsse bezahlt werden: 832 400 RM. für die römisch-katholischen, 552 200 RM. für die evang.-protest., 18 100 RM. für die altkathol. Pfarrer, 11 400 RM. für die Rabbiner und 2200 RM. für die freireligiösen Prediger.

Kirchliche Nachrichten

Wallfahrtskirche Videsheim. Die Besucher von Videsheim seien darauf aufmerksam gemacht, daß auf der Vobalbahn Karlsruhe-Durmersheim an den Sonntagen ein Frühzug eingelegt ist, vorderhand verjuchsweise und zunächst für Schichtenarbeiter, der auch günstig ist für Besucher der Wallfahrt Videsheim.

Karlsruhe Friedhof ab früh	5.12 Uhr
Durlacher Tor	5.16
Eitlinger Tor	5.19
Karlsruher	5.22
Mühlberg	5.29
Grünwinkel	5.32
Karlsruhe	5.45
Videsheim	5.51
Videsheim an	5.58
Durmersheim an	6.00

Zurück geht wieder ein elektrischer Zug von Durmersheim ab 7.50, 9.10, 10.30, 11.50 Uhr. Die hl. Messen beginnen in Videsheim an Sonn- und Feiertagen im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr. Der Wallfahrtsdienst ist im Winter um 7 1/2 Uhr, im Sommer um 7 Uhr.

Nenden. Von einem „Choralverein in Beuron“ berichtete der „N.“ vor acht Tagen, an den sich ein „Kirchengesangsverein in Ulm“ angeschlossen habe. Uninteressante Leser dachten dabei sicher an Ulm a. D., das war aber Ulm i. B., wie die uralte Mutterpfarre des ganzen nördlichen Nendens jetzt amtlich heißt, also Ulm im Mittelpunkt des Kreises, der durch die Punkte Achern, Oberkirch und Nenden bestimmt ist. Hier hielt im geräumigen Festsaal des Sämann der hochw. Herr Pater Fidelis Wöber, „Suprior in Beuron“ für die acht Capellenkirchen in Grotach, Wörsbach, Densbach, Haldach, Ulm, Stadelhofen, Fiergarten und Nenden einen Choralverein, zu dem diese Chöre mit ihren 285 Sängern vom 27. Jan. bis 1. Febr. jeden abend punkt 8 Uhr zusammenkamen. Mit Autos, Fuhrwerk, Rädern und zu Fuß trönten sie da voll heiliger Begeisterung nach Ulm, um den gottbegnadeten Sänger und Redner zu hören und sich von ihm inspirieren zu lassen. Es war ein erster Versuch, der aber glänzend gelang, und beim darauffolgenden Kirchengesangsfest am Sonntag, den 2. Februar, war man überzeugt, daß dem nächsten Früh und dem nächsten Nendenmus, der von dem mächtigen Gesamtschor vorgetragen Melodien.

Literatur

Peter Dörfler: „Die heilige Elisabeth.“ Sittenmischlag mit zweifarbigen Text. 64 S. mit 15 Bildern in feinstem Kupferstich. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 25.

„Schlichte Wahrheit“ erregt uns unergleichlich mehr, als die prunkende „Apostel“. Wir müssen Dörfler in diesen Worten recht geben, wenn wir seine „heilige Elisabeth“ gelesen haben. In Ehrlichkeit und Wahrheit entwirft die kostbare Geschichte neu und uns; auf alles überflüssige Beiwort verzichtend, spricht das Leben für sich selbst, indem es sich erfüllt.

„Aus dem Bilderbuch der Natur.“ 56 Kunstdrucktafeln. Auswahl und Einleitung von Walter Stry. Grandioses Verlagsgebäude, Stuttgart.

Mit viel Geduld und Stille hat hier mit der Kamera ein wesentlicher, scharfer Auschnitt aus der Natur erfaßt worden, ob es nun eine Winterlandschaft ist, ein Palmenhain, das Moor, die Einburger Heide, eine exotische Landschaft, oder ob es sich um Tierbilder handelt, wie zum Beispiel um die ausdrucksvolle Wiedergabe der brasilianischen Karibindianer des Jungbusches, des Led-Mohr. Einmalige starke Eindrücke von der Schönheit der Natur gehen auch die Bilder der Bäume und Blumen. Dieses Buch vermag wirklich Naturliebe und Naturkenntnis zu vertiefen.



3

Roth-Händle

3



Pfg. Zigaretten Pfg.

in altbewährter Qualität!

Die unsichtbare Brille

Von Dr. med. Josef Edel (Frankensbad)

Die unsichtbare Brille ist nicht etwa ein Geheimnis, nicht ein kühnes Bild, sondern eine ganz reale Erfindung, die Professor L. Heine von der Augenklinik in Kiel gemacht hat. Er hatte den glücklichen Einfall, Kontaktlinsen, in Form und Größe den menschlichen Augen gleich, die bei gewissen Hornhauterkrankungen Verwendung finden, als Brillengläser schleifen zu lassen. Schiebt man diese Kontaktlinsen unter die Lider, so wird die Hornhaut optisch ausgeschaltet, durch die Glaskörper und die dahinter befindliche Tränenflüssigkeit erseht, und man hat statt der äußerlich getragenen Brille, die sehen macht, aber selbst gesehen wird, zwei innere Kontaktlinsen im Auge, die unsichtbar sind. Auch der Kurzsichtige kann mit ihnen den Splitter im Auge des Nächsten wahrnehmen, ohne daß der Rasse, den er im eigenen Auge trägt, jemanden auffällt.

Damit ist wohl das Ende des Weges erreicht, den das Auge als seiner Zeit als Lauge begonnen hat. Als solche wurde es in die Nähe des betrachtenden Gegenstandes gebracht, rühte später als noch immer in der Hand gehaltenes Organ dem Auge immer näher, wurde erst an der Kopfbedeckung befestigt, dann als Brille an den Ohren, als Kneifer auf der Nase, ist als Kontaktlinsen vor das Auge geklemmt worden und ist nun glücklich in das Auge selbst hineingerückt.

Weiter geht's nimmer! Allerdings ist der Gedanke etwas unheimlich, unmittelbar an unserm Augapfel, den wir so friedlich hüten, ein dünnes Glas, wie leicht bricht das, zu tragen. Obgleich Professor Heine versichert, daß die Gefahr durchaus nicht groß sei, weil das Auge in hervorragendem Maße die Möglichkeit besitzt, auszuweichen, wenn es kritisch werde. Er erinnert daran, daß z. B. bei Säbelnuten sogar wenn die Lider durch einen Stoß gespalten werden, das Sehorgan selbst nur höchst selten verletzt wird und behauptet, daß durch eine zerbrochene unsichtbare Brille noch seltener Schaden entsteht als durch eine sichtbare. Das will sehr viel heißen; gibt doch der vielgelehrte Augenarzt Dozent Dr. Krämer an, daß er unter 300 000 Patienten, die während seiner Dienstzeit die Wiener Augenklinik passierten, nur einen einzigen Fall von Brillenverletzungen erlebt habe. Immerhin wird das Glas im Auge den meisten vorläufig noch ein Dorn im Auge sein, um so mehr, als sich gar nicht überblicken läßt, ob das ständige Tragen eines Fremdkörpers mit der Zeit nicht doch eine Reizwirkung ausübt.

Wenn auch zweifellos die Vorteile der neuen Methode, die eine neue Mode werden könnte, ohne weiteres ins Auge springen: Während bisher jede Brille das Gesichtsfeld einschränkte, ist der Blick nun frei; das Glas ist nicht mehr hart, sondern kann dem Aug in schönem Rahmen rollend bei jeder Bewegung folgen; stets warm und feucht braucht es sich nicht mehr zu beschlagen, sobald man aus der winterlichen Kälte in ein überheiztes Lokal eintritt; kein Sportverbot, auch das Schwimmen nicht, muß in Zukunft hochgradig Kurzsichtigen verschlossen bleiben. Und vor allem könnte die unsichtbare Brille psychisch ein warmer Segen werden! Nicht nur Goethe waren ja „die Brillenträger unsonntags“, auch viele andere Männer, die durchs ihre Goethes sind, finden Frauen mit Brillen taubhaft, mit Klammern gezeichnet, mit Kontaktlinsen fahrig und manches junge Mädchen ist auf dem Wege vor die Wahl gestellt, entweder ihren Anbieter nicht zu sehen oder von ihm iibel angesehen zu werden. Rassistisch für die Schauspielerei wird die Kurzsichtigkeit zur Lebensfrage: kann Julia einen Kneifer tragen, Gretchen ein Glas?

genie das Problem, gut zu sehen und gleichzeitig gut auszugehen?

Aber nicht allein auf der Bühne, auch sonst überall hat es der Schwachsichtige schlechter, muß den Kampf ums Dasein mit weniger guten Waffen ausfechten, mag es auch übertrieben sein, wenn es in einem Berichte der Amerikanischen Gesellschaft zur Erhaltung guten Sehens heißt, daß „Sehfehler die Zahl der Verbehrer unter den Jugendlichen vermehrt“. Immerhin versucht dieser Bericht aus den Akten der Kriminalgerichte zu beweisen, daß bei drei Viertel aller Sträflinge Sehfehler die erste Ursache waren, weil diese die Kinder zurückhielten, ihnen das Lernen erschwerten, sie zum Schulschwänzen veranlaßten und auf diese Weise durch Mühseligkeit aller Anfang wurden. Sicher geht das zu weit; aber ebenso sicher kann man in dieser Welt wohl mitunter zu viel, niemals aber genug sehen, und Eltern, die ihren Kindern die Brille verweigern, „um sie nicht zu verunstalten“, sind geistig ebenso kurzfristig wie es jene körperlich sind. Ihnen beiden kann nun durch die unsichtbare Brille geholfen werden, die den Kindern morgens, ehe sie zur Schule gehen, unter die Augenlider gesteckt wird und dort den ganzen Tag auch über's Mittaggläser, bleiben kann.

Freilich, wenn Professor Heine der Meinung Ausdruck verleiht, daß seine Erfindung dazu ansetzt, die Augenfehler mit der Zeit zu heilen, am Ende ganz zu beseitigen, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß er durch seine neue Brille mehr sieht als da ist. Die menschlichen Sehorgane sind unsichtbar, wer weiß, wieviel sie nicht auch selbst gesehen?

Der deutsche Campo santo in Rom

Hinter der linken Säulenreihe, die den St. Petersplatz halb-kreisförmig umschließt, liegt still und verborgen ein Hofplatz mit einem Kirchlein, das Hofplatz des Campo santo, des deutschen Kirchhofes. Dieser Kirchhof ist ein römisches deutsches Nationaldenkmal, das kein geringerer erworben hat, als Karl der Große, der, erste Kaiser römisch-deutscher Nation. Wie eine alte Liebeslieferung berichtet, soll die Erde des deutschen Kirchhofes vom Karibenberg bei Jerusalem stammen. Kaiserin Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin, soll sie dorthin haben schaffen lassen.

Im Laufe der Zeit entstand unter den in Rom ansässigen Deutschen eine Bruderschaft zur Bewahrung der Toten und zum Gebete für sie, eben eine Marienkirche und ein kleines Hofplatz für deutsche Pilger, die das ewige Rom besuchen. In der Regel liegt das Hofplatz, man merkt hier nichts von der Hauptstadt Italiens, da der Stern und die Ummauer der Stadt nicht bis zu diesem verborgenen Winkel dringen. Nur die Turmuhr von St. Peter, die jede Viertelstunde zu dreizehnmalen Schläge anhört, erinnert den Pilger in diesem stillen Hause an die Weltstadt.

Nach Müller und Friedländer wie das Haus ist der Gottesacker, der hinter Haus und Kirche liegt und von dem das Hofplatz den Namen trägt. Mauerumschlossen ist er ohne jede Aussicht, wie der Friedhof eines abgelegenen Kirchhofs, nur St. Peters Nischenkapell zeigt über die abgedeckten Hügelhöfe herein.

Mancher berühmte Deutsche hat dort seine letzte Ruhestätte gefunden, sowohl Gelehrte wie Laien. Es kann sich hier erübrigen, ihre Namen zu nennen; nur einer soll erwähnt werden, nämlich der Missionar Johannes Angerer, der als erster Bischof aus dem Missionshaus zu Steyl hervorging und sich in die chinesische Mission begab. Dort hat er es bis zum Mandarint gebracht. Auf einer Reise nach Europa starb er, ein Boyer von Geburt, in Rom und wurde nach dem Campo santo Tebesca beigesetzt.

Konrad Anforje. Der hervorragende deutsche Pianist und Musiklehrer Prof. Konrad Anforje ist am Donnerstag im 68. Lebensjahr in Berlin gestorben. Anforje war ein Schüler von Liszt; nachdem er von 1898 bis 1903 am Konservatorium Scherwenka-Konfervatorium unterrichtet hatte, trat er viele Konzerte in ins Ausland an und bestritt seinen Lebensunterhalt auf dem Klavier. Eine besondere Liebe zu Beethoven ließ ihn dessen Werke in bewundernswürdiger Durchdringung vermitteln. Auch als Komponist hat Anforje Werke von bleibendem Wert geschaffen. Nachdem Anforje 1918 der Titel Professor verliehen worden war, war er an der Prager deutschen Musikakademie tätig.

Unterhaltungsbeilage

BLÄTTER FÜR DEN FAMILIENTISCH

SONNTAG, DEN 16. FEBRUAR 1930

Eine Heldin

Kriminal-Novelle / Von Elisabeth Rain

„Sie kennen also Ihre Pflichten, Fräulein Paulsen,“ sagte der Gefängnisvorsteher, „in Zweifelsfällen wenden Sie sich an Ihre Kollegin, die Wachtmeisterin Warden und nachts, wenn Sie allein in der Frauenabteilung sind, rufen Sie in besonderen Fällen einen Wachtmeister aus der Männerabteilung. Selbstverständlich habe ich selbst Ihnen zu jeder Stunde mit Rat und Hilfe zur Verfügung.“

Maria Paulsen nahm den großen Koffer mit den vielen schweren Schlüsseln im Empfang, verneigte sich stumm und ging.

Als das schwere Eisentor, durch das man in die Frauenabteilung des Untersuchungsgefängnisses eintrat, hinter ihr zugefallen war, atmete sie erleichtert auf. Die erste Diensthandlung war vorbei. Sie war durch Handschlag verpflichtet, hatte Zutritt zu den Zellen, hatte Schlüsselgewalt und — was für ihre Aufgabe das Wichtigste war — sie hatte das Vertrauen des gütigen, etwas nervösen Vorstehers.

Maria stieg zu ihrer Station hinauf. Auf dem Gang war alles ruhig. Die Frauen in den Zellen hatten ihre Arbeit, die Freistunde war zu Ende, es ging auf Mittag zu. In ihrem Dienstraum, einer recht freundlich und sauber eingerichteten Zelle, setzte sich Maria auf den Schemel und stützte den Kopf in die kleinen, weichen, sehr gepflegten Hände. Laut wolkend fielen die Schlüssel auf den kleinen Tisch. Wie selbstsam das alles war; ihre Schwestertracht, blaues Kleid, weiße Schürze und hellblaue Haube; dann diese Umgebung: Menschen, die jeden mit feindlichen Blicken betrachteten, der nicht zu ihnen gehörte; darunter einige, die durch Unglück in dieses Haus geraten waren, andere, und zwar die meisten, denen das Raster auf dem Gesicht geschrieben stand. Und überall eine so drückende, fast erstickende Enge.

Oder ist es etwas anderes, Maria Paulsen, das dich bedrängt? Hast du nicht mehr den Mut, zu der Aufgabe, mit der du dich in diesen Dienst begeben hast? Warum bist du nicht in der Villa deines Vaters geblieben? Warum müdest du dich mit diesem Ueberleurer einlassen? Hat der ein Anrecht auf deine Liebe, der dich zu einem Verbrecher zwingt...?

Maria hatte zwar eine unklare Vorstellung von dem, was sie im Gefängnis wollte. Georg hatte ihr durch einen unheimlichen Menschen einen Brief zukommen lassen, sie sollte sich um die Stelle einer Hüftschwimmmeisterin am Gerichtsgefängnis bewerben. Er werde ihre Hilfe bald brauchen. Weitere Anweisungen würden folgen. Georg hatte seit mehr als einem Jahr nicht nur ihr ganzes Herz, sondern alle ihre Kräfte und ihren Willen so in seiner Gewalt, daß sie in nichts zu widerstehen wagte. Ihr reichbemessenes Taschengeld reichte schon lange nicht mehr aus für die Erfüllung seiner Wünsche, die zuletzt nachgerade zu Befehlen wurden. Sie hatte sich eingeschränkt in ihren Toiletten, hatte sogar durch Notlügen, wie sie es nannte, ihrem Vater, dem würdigen und um sie während besorgten Direktor einer Großbank mehr Geld aus der Börse hervorgeholt, als sie sonst für sich brauchte. Und alles war auf geheimnisvollen Wegen zu Georg gegangen.

Daß er spielte, mußte sie; daß er viel Geld verlor, konnte sie ahnen. Aber daß er als Falschspieler verhaftet und vor Gericht gestellt wurde, hatte sie doch aus dem Gleichgewicht gebracht. Eines Morgens war nun ein Brief angekommen, der einen Zeitungsbericht über den Prozeß in einer fernen Stadt enthielt. Entsetzliches war in der Verhandlung ans Tageslicht gekommen. Georg gehörte einer Hochstaplerbande an und sollte noch für andere Straftaten erneut vor Gericht gestellt werden.

Maria hatte ihm darauf in einem Brief mitgeteilt, daß sie sich von ihm loslöse. Blutenden Herzens hatte sie diesen Brief geschrieben.

Sie glaubte sie, die Bunde sei vernarrt, da stand er eines Abends, als sie allein zu Hause war, plötzlich vor ihr, blaß, abgemagert, in billiger, abgetragener Eleganz, warf sich vor ihr auf die Knie und flehte sie an: „Maria, Maria, nur du kannst mich vom Abgrund retten!“

Nach dem ersten Schrecken war sie in ihr Schlafzimmer gegangen und hatte einen Brillantring geholt, den er verheiratet hatte. Dazu hatte sie ihm noch ihre ganze Barschaft gegeben und weinend gefleht, doch von ihr abzulassen. Aber als er immer stürmischer auf sie eindrang, hatte sie seiner Bitte nachgegeben. Einen Tag hatte sie ihn beherbergt, wemgleich mit einer scheuen Ahnung, die sie veranlaßt, ihm ein verlassenes Dachzimmer für einen Tag zu überlassen.

Während Maria über alles das nachdachte, kam es ihr vor, als habe damals ein Traum begonnen, aus dem sie jetzt im Gefängnis erst erwache.

In jener Nacht war Georg aus der Dachkammer verschwand. Daß er mit einem an vorhergegangenen Tage gezeichneten Werd in Verbindung gebracht wurde, hatte sie erst sehr viel später erfahren.

Aber sie lebte seitdem in einer nervösen Spannung, die sie vor ihrem Vater verbergen wollte, so gut sie konnte. Georgs Briefe wurden ihr stets auf merkwürdige Weise zugestellt und enthielten Mitteilungen, die sie immer lange überlegen mußte, um ganz hinter den Sinn zu kommen. So war das arme Mädchen seit Monaten auf die Folter gespannt. Der letzte Befehl von Georg war dann eben gewesen, sich als Hüftschwimmmeisterin in das Gefängnis einzuschleichen. Er werde ihre Hilfe brauchen. Gut, daß ihr Vater kurz vorher eine längere Reise angetreten; niemand von den Dienstboten würde merken, daß sie, die Tochter eines Millionärs, von nun an regelmäßig morgens um 7 Uhr den Weg zum Gefängnis nahm.

Die Glocke läutete. Mittag. Die Flurwärterinnen mußten aus ihrer Zelle geholt und in die Küche geführt werden, um den Kübel mit Speisen heraufzuholen. Die Küche lag im Keller, und zwar in der Männerabteilung. Wachtmeister standen vor der Tür mit ihren Flurwärtinnen, die ebenfalls auf

die Speisen warteten. Maria mitten unter ihnen. Als sie gehen wollte, spürte sie, wie jemand ihr einen Zettel in die Hand drückte. In der Enge konnte sie nicht feststellen, durch wen das geschah.

Sie knüllte das Papier zusammen und hielt es fest in der Hand. Ihre Pulse flogen. Ihre Hand brannte, als habe sie eine glühende Kohle darin gehabt. Als das Essen verteilt war, konnte sie sich wieder in ihr Zimmer begeben. Eilig schloß sie sich ein und las:

„Ich habe dich mit den Wäscherinnen im Innenhof gesehen. Laß das Verbindungstor heute abend offen und bestelle einen Bogen Ede Landgericht für 23 Uhr. Georg. Alles andere erkläre ich dir später. Glaube an mich!“

Was war das? Georg also hier im Gefängnis? Und weshalb? Und warum diese Wünsche? Offenbar würde er ausbrechen und entfliehen.

Maria las den Brief noch einmal. Kein Zweifel, das war Georgs Schrift. Zierlich, geschmückt, fast unmanlich.

Sie erschraf. Also dafür hatte er sie ins Gefängnis gelockt. Am Morgen durch Handschlag gewissenhafte Pflichterfüllung verprochen, am Abend einem Verbrecher Tür und Tor öffnen...?

Wie ein Sturzbach kam die Erregung über sie. Gut, daß ein Glodenzeichen für die Beamten die Mittagspause ankündigte. Maria hüllte sich in ihren Pelzmantel und verließ das Gefängnis, nachdem sie die Schlüssel dem Vorbeamten zur Aufbewahrung abgegeben hatte, wie es ihre Pflicht war.

Zu Hause irrte sie aus einem Zimmer ins andere, mit sich kämpfend und ringend. Sie holte aus einem Geheimfach ihres Zimmers ein Bild Georgs hervor, betrachtete die großen tiefen Augen und den leidenschaftlichen Mund und begann bitterlich zu weinen. Wie konnte dieser Mensch unter die Verbrecher geraten? Warum war sie selbst nicht an seiner Seite geblieben. Warum hatte sie ihn damals auf der Dachkammer eingeschlossen wie einen Hund, ohne ihm ihr Herz zu öffnen...?

Von 15 bis 18 Uhr war ihr Nachmittagsdienst. Unschlüssig nahm sie am Tor wieder die Schlüssel in Empfang und begab sich in die Frauenabteilung. Es fühlte sich, daß sie mit den Wäscherinnen über den Innenhof zur Wäschkammer mußte. Als sie zurückkehrte, ließ sie die zwei gefangenen Frauen durch-

gehen, zog das Tor hinter sich zu und „vergaß“ das Abschließen. Sie wagte nicht, an der Mauer empor zu schauen, aber sie fühlte, wie ein Augenpaar von einem Fenster her brennend auf ihr ruhte.

Als ihr Dienst zu Ende war, verließ sie zögernd das Gefängnis. Die Nacht begann langsam und drohend. Sie mußte, daß sie nicht wieder zurückkehren werde, es sei denn — als Gefangene...?

Die ersten Abendstunden kamen ihr wie eine Ewigkeit vor. Niemand war, den sie hätte einweihen können in ihr entsetzliches Beginnen. Zwei führten einen grimmigen Kampf in ihrer Brust: Das Gewissen, das sich mit seinem fortwährenden „Du darfst nicht!“ wie Lähmung auf ihr Denkvermögen legte, und die ihr selbst ganz unbegreifliche Liebe zu Georg, die ihr immer wieder zuraunte: Vielleicht ist er unschuldig, du mußt ihm helfen. Und wie das Herz nun einmal ist; es fand einen Ausweg.

Maria überlegte: Wenn er mit meiner Hilfe ausbricht, habe ich ihn ja in der Hand. Ist er schuldig, so werde ich meine Pflicht tun und ihn wieder der Polizei übergeben. Ist er unschuldig, so ist sein Freispruch ja gewiß.

Um 23 Uhr hielt an der Ecke des Landgerichts in der Nähe des Gefängnisses ein elegantes Auto. Die Straße lag in tiefem Dunkel. Beträumt schlug die Turmuhr einer nahen Kirche. Die Lichter des Autos waren abgeblendet. Wählich springt ein Mann aus dem dunklen Schatten der Straße in das Auto, dieses setzt sich rudertätig in Bewegung und jagte die Straße hinunter.

Am Wagen umarmten sich zwei Menschen, Maria, die Millionärstochter und Georg, der entführte Gefangene. Dann entpinnst sich zwischen den beiden folgendes, leise geflüstertes Gespräch.

„Georg, nun sage nur um Gottes Willen, was du getan hast und warum du mich zu dieser erschrecklichen Tat zwingst?“

„Kind, dafür komme ich ja, um dir alles zu erklären. Man hält mich für den Mörder. Du weißt doch, daß an dem Tage, als ich zuletzt bei dir war, ein Mord passierte. Er ist genau um die Zeit geschehen, da du mich in eure Dachkammer eingesperrt hast.“

„Warum glaubt man dir nicht?“

„Ich habe noch keinem Menschen davon gesprochen.“

„Hast dich also verurteilen lassen, um mich...?“

„Ja, Maria, um dich zu schonen. Niemals werde ich dulden, daß dein reiner Name in unwahre und unreine Verdächtigungen kommt.“

„Also bist du unschuldig, Georg?“

„Ich bin es, Maria.“

Eine Weile saßen die beiden jungen Menschen neben-

Frau Sorge

Von Hanns Neumann

Schneider Knopf sah auf seinem Tisch. Luchtlappen von verschiedener Farbe und Art lagen um ihn her, zwischen denen er einen passenden Flicken für des Buchhalters „Saldo“ Soie herauszufinden suchte.

Es hätte eigentlich jeder der Lappen in das bodenlose Etwas von einem Kleidungsstück hineingepokt, denn von einer bestimmten Farbe, einem Muster konnte bei dem verwirrerten Stoff kaum mehr die Rede sein.

„Das ist eine schwierige Arbeit, gelt Meister,“ redete Saldo daswischen, „aber bald wird's besser, wenn...“

„Wenn die Lis tauend Wochen alt ist und ich Euer reicher Schwiegervater bin,“ lachte Knopf.

Auch der Buchhalter lachte. „Es wäre schon zu überlegen, wenn Ihr nicht gar zu viele Mäuler zu stopfen hättet; nun nach der Lis schon wieder den Jungen. Wie die Orgel Pfeifen.“

Aus der Kammer hörte man das leise Gequarre eines Säuglings.

Währenddessen schritt durch die Gasse mit erster Mine die Sorge. Der rauhe Herbstwind wehte einen grauen Schleier hinter ihr, die Menschen wichen ihr aus, und Fenster und Türen schlossen sich, wo sie vorüber ging.

„Mußt nichts,“ sprach die Sorge, „ich komme zu allen, nur heute nicht.“

An der Ecke zum Markt kam ein Mädel gesprungen. Das lachte unter den Buschelnhaaren, sagte die graue Frau an der Hand und zog sie fröhlich plappernd mit sich.

„Du, weißt schon,“ wir haben ein Brüdchen bekommen. Vater sagte, es soll Schuster werden, denn mit der Schneiderei wäre nichts mehr zu verdienen.“

Die Sorge sah stumm auf das Kind an ihrer Hand, dann suchte sie sich loszumachen. Aber die Kleine hielt sie fest.

„So komm doch,“ bat sie, „Brüdchen ist so niedlich und du bist so traurig. 's ist gar nicht weit. Schau, da ist schon unser Haus.“ Und das Kind suchte die Frau in die niedrige Tür zu ziehen.

„Laß mich, mein Kind,“ sprach die Sorge, „bei Euch bin ich schon so oft gewesen, aber dort in dem großen Hause war ich noch nie und es lockt mich, die Herrlichkeit einmal aus der Nähe zu sehen.“ Sie wies auf das große Haus an Markt, vor dessen breiter Freitreppe ein solches Schinmelalchpam schwarze und schaubte.

„Dortbin willst du?“ fragte die Kleine erstaunt und prüfte zugleich das schlichte Kleid, ob es wohl dorthin in das schöne Haus der reichen Leute paßte.

„Du,“ sagte sie dann rasch, „das sind aber keine Leute, weißt du? Aber ich kenne den Jungen aus dem Haus, der ist gar nicht so, der Fritz, der ist ganz lieb, der nimmt dich schon mal mit und zeigt dir alles; die Eisenbahn, den Ravage, die Uhr, die immer auf-fuf ruft und viel, viel mehr und — Gut, da ist er ja. Und jetzt fährt der Vater fort, nun kannst

du sicher in das große Haus.“ Und sie rief und winkte dem Fritz, der knabe schwenkte seine Mütze und kam gesprungen.

„Mädel, was hast,“ fragte er und blickte schon nach der Frau mit dem ersten Gesicht.

„Nichts,“ erwiderte die Lis, „nur die hier, mücht mal euer Haus und meine Spielsachen sehen.“

„Da mußt du mit uns schon hinterherum durch den Garten gehen,“ sagte der Knabe, „damit es die Mutter nicht merkt.“ Und die beiden Kinder sprangen voraus und die Sorge folgte ihnen.

Knopf, der Schneider, suchte zwischen den modernen Modestoffen, die ausgebreitet auf dem Tisch in seinem kleinen Empfangszimmer lagen. Ein hochaufgeschossener junger Mann betrachtete den Alten dabei aufmerksam, als ob er auf seine letzte Frage noch die Antwort zu erwarten habe, die Knopf vergessen zu haben schien.

„Dann,“ begann er deshalb von neuem, „an dem Tage, als mein Vater mit dem Schimmelgespann verunglückte, und meine Mutter in ihrer Verzweiflung der Lis hart und ungerecht die Schuld zumah, weil die Pferde bei des Mädels plötzlichem Erscheinen hinter der Hofmauer erschreckten und den Wagen an dem Torpfosten zerstückelten, damals begann es. Da war die Sorge in unser Haus gekommen, da begannen die Entbehrungen, der Gram und die Not.“

Mein Vater seufzte langsam dahin. Andere traten an seine Stelle und heute wohnt drüber in dem Gebäude der Gesellschaft des Vaters ehemaliger Buchhalter, der Herr Direktor Saldo.

Niemehr hat mich die Sorge seither verlassen. Sie wurde mir wie eine treue Freundin. Sie stand zwischen der Lis und mir und hielt uns bei den Händen wie sie damals viel leicht zwischen uns beiden Kindern gegangen sein mag über die weichen Kieswege durch den Garten, hinein in das große Haus, wo sie niemand noch kannte. Und nun —

„Und nun?“ fragte der Alte.

„Nun hat die Sorge mir geholfen, ein Haus zu bauen, fest und sicher gegen Sturm und Wetter, hoch drohen im Gebirge, wo die Luft am reinsten und der Tag zur Arbeit am längsten ist. Dortbin wollen wir zwei nun gehen, Meister Knopf.“

Der Alte legte von den bunten Blättern eins bedächtig zur Seite, betrachtete es aufmerksam und sprach: „Man glaubt nicht, was alles einem alten Schneider einfallen soll. Zimmer neue Moden. Die Taille nicht enge genug und die Hosen nicht weit genug.“ Und er lachte, daß es durch das Haus bis auf die Gasse schallte.

Da trat mit des Schneiders Tochter, ernst und stumm und ungehehen, die graue Frau mit dem wallenden Schleier ins Zimmer und legte die Hände der Liebenden fest ineinander.

einander, während der Wagen auftragsgemäß in gemäßigtem Tempo um die Stadt fuhr.

Zughaft nahm Georg Marias Hand. Maria ließ sie ihn und sagte stöhnend:

„Georg, wenn du unschuldig bist, dann kehre in das Gefängnis zurück. Ich werde dich bei hellem Tage herausholen.“

Nach etwa einer Stunde hielt der Wagen wieder an derselben Stelle. Georg stieg aus, kroch an der Mauer entlang, schwang sich hinauf, lautierte einen Augenblick, ob die Wache nicht in der Nähe sei. Dann glitt er hinunter, schlüpfte durch die Tür, die immer noch offen stand und gelangte über das Dach der Werkstätten in seine Zelle. Niemand schien etwas gemerkt zu haben.

Am folgenden Tage wurde Georg erneut dem Staatsanwalt vorgeführt und einer Dame vorgestellt, die behauptete, ihn um die Zeit, da der fragliche Mord passiert sei, in ihrem Hause beherbergt zu haben.

Es war Maria, die mit hochgerötetem Gesicht dasaß und diese Erklärung abgab.

Der Prozeß wurde wieder aufgerollt. Niemand war im Gerichtssaal, der nicht an die lautere Absicht Marias geglaubt hätte. Georg erhielt einen Freispruch. Maria legte ihren Dienst nieder und machte nun zeitweilig über ihren Schützling.

Gedenkblatt

Von Mariarose Fuchs

Ich kann immer noch nicht glauben, daß du uns so unerwartet und aus gelunden Tagen heraus für immer verlässest, um deinen stillen Platz mit einem auf ewig stilleren zu vertauschen und kein Ohr mehr für den hast, der zu dir kommt und kein Wort.

Immer noch sehe dich meine dir zugewandten Gedanken an deinem mächtigen, schmutzigen Schreibtisch aus gelblichem Holz. Deine breite Gestalt ragt, etwas vorübergeigert, ruhig in die Höhe des hohen Fensters zu deiner Rechten. Man sieht über die sonst abfallenden Felder hin bis zu dem Dorfe, dessen Kirchturm sich über den Waldstreifen am Horizont dem Himmel zuhebt. So lächelst du, stiller Vermaltungsarbeit zugekehrt, schon in der Frühe, wenn der Gast nach längerer Ruhe die große Treppe herabkam. Du sprichst, wenn man dir einen guten Morgen wünschte, oftmals kein Wort dazu. Aber du läßt von der Arbeit auf, nimmst die dir zugewandte Hand mit herlichem Druck und dein warmer Blick hat guten Wunsch für den beginnenden Tag.

Auch zur Essensstunde, die den Hausherrn und die anmutige Hausfrau, die Kinder, die Gäste und die Mamiell, die Schüler und Kochlehrlinge um die lange, blumengeschmückte Tafel vereinte, sprichst du wenig. Aber wenn du, ernst einen Fragenden anblickend, Antwort gibst, brach das Wortgeschwür ab, das wie ein vielfach verchlungenes Netz von sich überschneidenden Sätzen über der Tafel hing. Und deine ruhigen Worte waren ganz allein im Raum. Denn du gabst sie aus einer Stille, die nicht Armut, sondern Besonnenheit war, gabst sie aus innerer Fülle. Du mußtest Recht sprechen, wenn zwei sich gegankt, entwirren, was andere, sich selbst nur sehend, verknüpfen. Du wurddest gefragt, wie dies oder das, was in der Zeitung gestanden, zu deuten sei. Und wenn du, kaum merkbar lächelnd, ein ironisches Wort einem Tischgenossen zuwarf, der, in sein eigenes, kleines Können verliebt, für sich selber die Wertbetrachtung schlug, so traf das schärfer als irgend ein ausgeprochener Tadel.

Bis zum späten Abend, und oftmals weit in die Nächte hinein aber lästest du an dem Schreibtisch, hingegeben der Arbeit, die du so ruhig vollzogest, wie du sie auf dich genommen. Immer war diese Stille um dich, die jeden dir be gegnenden Menschen so anzog. Nicht nur die Hausbewohner kamen mit ihren Fragen, Sorgen und kleinen Alltagsgeheimnissen. Auch die Arbeiter des von deinem Schwager bewirtschafteten Gutes wandten sich an dich. Wie oft stand einer des Abends nach hartem Anpochen in der Erde deines Arbeitsgemaches und drehte die Mühle in den Händen, bis du aufschautest, wer denn gekommen sei und batest, näher zu treten. Und dann wurden stöhnend und rauß Bitten gesagt, Räte und Wünsche. Und auch die Menschen des Dorfes kamen. Der eine oder der andere. Oft sah ich Männer bei dir in ernstem Gespräch. Oder Frauen mit tränengeröteten Augen. Sie schwiegen, wenn ich zur Tür hereinkam. Ob du, hinausgehoben aus unserer Zeit, wohl weißt, wieviel Gutes du brachtest?

Siehe, du konntest an Jahren, die du schon vor mir über die Erde gegangen, mein Vater sein. Aber mich wunderbeft oft, wie du es trotzdem verstandest, auf meine ungeklärten Unruhen vor dem großen, fremden Leben einzugehen, meinen Wünschen zu lauschen, meiner Sehnsucht vorauszuweisen und sie zu benennen, noch ehe ich selbst ihren Namen wußte. Denn schon ist man vor dem Wort in diesen ersten Jungmädchenjahren. Ich meinte, manches nicht sagen zu können, ohne vor Scham zu erröten, ohne vor jäher Verwirrung Tränen zu fühlen, und wußte oft nicht, ob das, was mich quälte, nur etwas, worüber die ganz erwachsenen Menschen ein Räthsel haben, wie ich es oft an ihnen sah, oder ob es Ernsthaftes sei, das sie auch spüren. Ich weiß, daß ich dir darum manches Mal einen Brief schrieb, obwohl wir in einem Hause waren. Seimlich legte ich diesen vor dich auf den Schreibtisch nieder und zur Abendstunde, wenn der Mond langsam den noch zart erhellten Himmel hinantrieb und aufdämmernde Nebel die reifender Felder sanft überdeckten, dann kam ich zu dir. Du holtest dein Licht entzündet, lächelst zwischen Tag und Nacht am Fenster und jannst in die dunkelnde Weite. Und wenn ich mich an den Schreibtisch setzte, dir gegenüber, brauchte es weiter kein Wort. Dann haßte du mir, während du sprichst, und ich hörte nur zu.

Manchmal kam auch von dir ein Brief, wenn ich daheim war. Galtig habe ich jeden entfaltete, wie sonst nur die Briefe eines, dem mein Herz ganz gehörte. Und immer brachten sie Freude, auch wenn sie nur so gehalten, als hätte jeder im Hause, der zuletzt unterschrieben, den Brief mitgelesen. Aber irgend einen, nur mir verständlichen Satz fand ich doch, und manchmal kam auch ein Brief mit ruhiger Ermahnung, voll Zuversicht. Dann hast du mir Mut gemacht.

Einmal, ich vergesse das nie, hatte ich ein Bild gemalt. Schon damals drängte es mich, Gelebene tastend zu formen und anderen mitzuteilen. Und ich habe es freudig dem gan-

Beschwörung gegen Tarantelbiß

Von Grazia Deledda

In der Nähe von Sidoros Hütte lag ein alter Dungenhaufen, der im Laufe der Jahre hart wie Stein geworden war. Seltene, bleiche Pflanzen, dünne, fahlgelbe Stängel und armelige Queden wuchsen auf ihm. Er sah wie ein beliebiger kleiner Hügel aus und roch nicht mehr nach Dunge.

Eines Abends, bei Einbruch der Dämmerung, hörte Sidoros Rane, während er sein Abendbrot zubereitete, lauten Lärm von dort herüberhallen und trat unter die niedrige Tür.

Der Abend war kalt, dunkelgrün und leuchtend. Eine Reihe schwarz in die klare Luft ragender Gestalten, fast lauter Frauen, näherten sich singend dem Dungenhaufen. Sidoros erriet sofort, um was es sich handelte, und ging ihnen entgegen. Die Frauen, etwa zwanzig an der Zahl, alte und junge, sangen dumpf, in hüpfendem und doch so traurigem Tonfall, eine seltsame Weise, eine Beschwörung gegen den Tarantelbiß, begleitet von den eintönigen Klängen der „Seraia“, einer Art Dudelsack, der in der Hauptflache aus einer großen Schweinsblase besteht. Ihn spielte ein junger, blinder Bettler, ein bleicher, gar wunderlich mit zerlumpten, schmutzigen Frauenkleidern angelegter Mensch.

Außer ihm gingen noch drei Männer im Zuge mit, und in einem von ihnen, einem dünnen Manne mit fieberglühendem Gesicht und einer verbundenen Hand, erkannte Sidoros Rane zu seinem Schrecken Jakob Dejas.

Der Fischer berührte mit einem Finger die verbundene Hand, während Jakob ihn mit dunklen, angstfüllten Augen ansah.

„Du hast wohl Angst, du könntest sterben? An einem Tarantelbiß? Ach was!“

Inzwischen war die Schaar am Dungenhaufen angelangt. Die beiden Männer, die mit Spaten bewaffnet waren, begannen ein Loch zu graben. Sidoros dagegen blieb in Jakobs Nähe, zwischen den Frauen, die noch immer sangen, und dem Blinden, der noch immer spielte.

Eilige Windstöße kamen aus dem leuchtenden Westen angelegt und fuhren den um den Dungenhaufen gescherten Gestalten schneidend ins Gesicht. Unendlich traurig lag der kalte Schein des Abends über dem schon dunklen Hochland, über dem schwarzen Dörfchen, der düsteren Schär, die in heidnisch wildem Glauben einem alten, abergläubischen Brauche huldigte.

Eifrig gruben die beiden Männer an dem Loch. Tief-schwarz, gemengt mit faulendem Urat, Eierschalen, alten Lumpen, kam das Erdreich an den Tag. Trotzdem schaufelten die Grabenden es achlos auf ihre Hüfte und Beine, traten auf den aufgeworfenen Haufen, blühten sich immer tiefer, laut leuchtend und schwitzend, während die Frauen sangen und der Blinde spielte.

Sidoros und Annarosa, deren Mund nicht müde wurde, sich immer wieder aufzumun zu jenem hellen, traurig irdenden Gesang, halfen dem Kranken, den Mantel abzulegen. Dann nahmen sie ihn an der Hand und führten ihn zu der tiefen Grube. Mit einem Satz sprang er hinein, und mit den Händen begannen die beiden Männer das Loch wieder zuzuschütten, bis Jakob bis zum Kopf eingegraben war.

Um diesen Kopf, der wie vom Kumpf getrennt dort auf dem Boden lag, auf dem Reichtshausen, wo die Gräber anstößlich im Wind erschauerten, um diesen Kopf hob nunmehr ein gepenitlicher Weigen unter dem traurigen Himmel an. Im Nu, während der eine der beiden Männer noch mit dem Arm den Schweiß von der Stirn wuschte, der andere die Erde von den Händen klopfte, schlossen sich die Frauen zu einem Kreis um Jakobs Kopf und begannen sich in wirbelndem Reigen zu drehen, unter den wilden Klängen der Beschwörungsweise. Bleich und unbeweglich begleitete der Blinde sie auf seinem Dudelsack, mit weichen Augen ins Leere starrend. Der Reigen dauerte nur kurze Zeit, dann hörten die Frauen auf zu tanzen und öffneten den Kreis, sangen aber noch immer. Die beiden Männer und Sidoros warfen sich auf den Boden und

zen Hause gezeigt. Aber gleich darauf war mir, als stünde ich nackt vor den Augen aller und ich schämte mich, obgleich ich selbst es nicht war, den ich wiederbegeben. Ich meinte, man müsse mich sehen, wenn man das Bild des anderen Menschen betrachte. Und ich zitterte sehr, als die anderen, kritischerend, mich dies und das fragten. Du allein standest ruhig aus deinem Sessel auf, in dem du still schauend gesessen, und sagtest kein Wort. Aber du strichst über mein Haar und deine Hand ruhte ein paar Herzschläge lang auf meinem Kopf, ganz ruhig, ganz sanft, ganz gut. Und dann gingst du zu deinem Platz zurück. Ich aber schämte mich nicht mehr und kein Lob hätte gleiche Verühigung gebracht.

Aber einmal hast du an meinen Fähigkeiten gezweifelt. Und das traf tiefer als mein eigener Zweifel.

Lang sah ich dich nicht. Das Leben kam, das eigene Schicksal, die Arbeit. Aber zu mancher Stunde breiteten meine Gedanken das Gewordene vor dir aus und sehten sich zu dir zu kommen. Als ich jedoch, jetzt meine Bilder und Skizzen überprüfen, die besten wählte, um sie mit einem Gruß dir zu senden, der zugleich Frage war, Bitte um dein Urteil, da warst du ganz still unken Fragen auf immer entwandert. Und ich sah nur den blumenbefrängten Sarg, der deine Gestalt schmal umschloß.

Seltener Schmerz: Nie habe ich dir, dem still Gebenden Gegengabe gerichtet. Du standest damals so fern und nicht auf gleichem Wege. Meine Blide hatten die Deinen nur in Sehnsucht gesucht, um aus ihnen, den weiterreichenden, das zu lesen, was sie allein noch nicht sahen. Freundschaft ist anders. Zitternd fühle ich, daß meine Hände vor dir leer geblieben. Aber da du nun über die Zeiten zu schauen vermagst, wirst du, wenn vordem nicht, jetzt darum wissen, daß Frauen in ganz jungen Jahren mehr noch als einen liebenden Mann einen Menschen brauchen, der väterlich auf ist, hilft, zeigt, nicht fragt und nicht fordert. Um dann, selber gereift jedem Manne in anderer Ehrfurcht gegenüberzustehen als sie sonst könnten. Nie werden sie spielen. So gabst du, was man erst später zurückgibt, und wußtest, wie man Menschen mit dauerndem Reichtum beschenkt. Ich vermag es noch nicht zu erfassen, daß du uns für immer verlässest.

gruben mit den Spaten und den Händen Jakob wieder aus. Er kletterte aus der Grube, mit erdigen Kleidern, mit blauem Hals und Gesicht. Er war in Schweiß gebadet und sagte, ihm sei wie einem Erstfindenden zumute gewesen. Dann schüttelte er sich und schlüpfte erst mit dem einen, dann mit dem anderen Arm in die Ärmel des Mantels, den die Schwester hielt.

„Schon schwerer, du wirst nicht gleich sterben.“ scherzte Sidoros. Aber Jakob blieb todernst. Der eilige Wind pfliff durch seine Kleider, sein Gesicht war nun ganz bleich, und seine Hände flapperten. Sie gingen nach Ruhme Annarosas Haus, und Sidoros, der sein Abendbrot vollkommen vergessen hatte, schloß sich dem seltsamen Häuflein an.

„Gibt du sie gleich totgemacht?“ fragte er den Kranken. Denn ihm war eingefallen: Wer die Tarantel mit dem Ringfinger tötet, der vermag die Wundwunde mit der bloßen Berührung dieses Fingers zu heilen.

„Nein.“ sagte Jakob. Dann erzählte er unter den Klängen des Dudelsacks und dem Gesang der Frauen, in wenigen knappen Worten von seinem Unglücksfall. „Ich schließe. Da wäre ich auf einmal einen Stich, fast wie von einer Welspe, und wache in Schweiß gebadet auf. Und richtig, da hat mich die Tarantel, dieses feige Vieh, im Schlaf gebissen! Ich sah sie gerade noch, aber sie war schon weit weg, schon auf der Mauer. Ach, der Teufel hol das feige Weibskind! Und dann ging ich nach Hause. Hör mal, ich fürchte, ich muß sterben. Mir war schon lange so, als müßte ich sterben.“

„Sterben müssen wir alle, wenn unsere Zeit heran ist.“ sagte Sidoros ernst.

„Ja, sterben müssen wir alle.“ bekräftigte einer von den beiden Freunden. Doch das war ein geringer Trost für Jakob Dejas.

Stumpf sinnig, fast wie Tiere, trottet die Frauen dahin. Ihr trauriger Gesang verlor sich im kalten Schweigen des Abends, zusammen mit den dumpfen Klängen des Dudelsacks.

Schließlich gelangte man zu dem Häuschen der kleinen Witwe. Auf dem Schieferdach in der Mitte der Küche schmelzen ein Holzstiel und ein kleines Häuschen Glut, das man scheinbar erst kurz zuvor aus dem Ofen genommen hatte. Dieser Ofen, rund und geräumig, mit einem Loch in der Mitte zum Abziehen des Rauches, stand in einer Ecke der Küche und hatte eine vieredrige Feuerung, in die ein Mann bequem hineinschlüpfen konnte. Und wirklich hückte sich Jakob Dejas und troch in den noch warmen Ofen. Aus der Feuerung sahen nur noch die eisenbeschlagenen Sohlen seiner Stiefel hervor, deren Nägel im hellen Widerschein des Feuers auf dem Gerde blühten.

Die Frauen standen um den Ofen und den Herd herum und sangen noch immer. Der flackernde Schein des Feuers huschte über ihre Gestalten, streute helle Lichter über ihre gelben Kleider und ihre weißen Hemden. Ruhme Annarosas runder, offener, kleiner Mund sah fast wie eine dunkle Blume aus in dem rosig schimmernden Gesicht. Auch der Blinde hatte das Feuer „gemilert“ und ging langsam darauf zu, um aufhörlich weiterzupielen. Am Rand des Herdes angelangt, stellte er den nackten Fuß auf die glühende Weinplatte.

„Sitzt ...“ rief Sidoros. „Vorsicht, du verbrennst dich gleich!“

Kaum hatte er es gesagt, da zuckte der Musikant mit einem Schrei zurück, den verbrannten Fuß in der Luft schwenkend. Einen Augenblick hörte er zu spielen auf. Doch die Frauen sangen weiter ihre dumpfe Weise. Es war fast, als sängen sie, so ernst und unbeweglich um den Ofen geschart, eine Totenlage an einem alten Hüengrab.

„Komm heraus!“ rief schließlich Annarosas dünnes Stimmchen.

Jakobs plumbe Hüfte tauchten wieder aus dem Ofen auf. Da wurde plötzlich die Tür geöffnet, und eine dunkle Gestalt trat ein: Barrer Elias. Als er von dem Unglück erfahren hatte, war er schleunigst zu dem Häuschen der Witwe geeilt, um wenigstens zu verhindern, daß man Jakob in den Ofen steckte. Er war ganz außer Atem, hatte einen roten Kopf und glühende Augen.

Eine Frau freischte auf. Andere verstummten, wieder andere schienen fortzujagen zu wollen in ihrer eintönigen Klage. Jakob gelang es schließlich, aus dem Ofen herauszukriechen.

„Hört auf!“ befahl der Priester mit keuchender Stimme. „Schämt ihr euch nicht? Nein?“

Da schwiegen sie.

„Ginaus mit euch!“ rief er, die Tür aufstehend. Und er hielt sie so lange mit der einen Hand auf, bis die Frauen, eine nach der anderen, hinausgegangen waren. Dann sah er erst, daß Sidoros auch in der Küche war, und seine Augen wurden dunkel und traurig.

„Sie auch?“ fragte er mit sanftem Vorwurf. „Wer hätte das gedacht? Sehen Sie nicht, wie ihr ihn zugerichtet habt, den armen Trost? Nein, so etwas!“ sagte er wie zu sich selbst. Dann kam wieder Leben in seine Gestalt. „Schnell, holen Sie den Arzt! Und Sie legen sich schleunigst ins Bett!“

Nichts kam Jakob erwünschter. Er hatte Fieber, er zitterte, seine Augen sahen nicht mehr. Sidoros ging den Arzt holen. Er fühlte sich zerknirscht, aber trotz seinem gelunden Verstand, trotz seiner Weisheit und seinem Glauben konnte er sich nicht erklären, was so sträglich daran sei, wenn man den Tarantelbiß mit ernsten Liebern und Weisen zu heilen versuchte, mit den alten Bräuchen, denen die Väter und Ahnen im Dorfe schon seit den Tagen huldigten, da noch die Rielen in den Kuraghen, den gewaltigen Hüengravern auf der Insel haften.

Die Frauen hatten sich zu zweien und dreien auf der Straße zerstreut und erläuterten leise im Dunkeln das Ereignis. Die einen sahen recht düster, die anderen tabelten insgeheim den Barrer. Einige kamen auch auf Sidoros zu. Doch nachdenklich, mit langen Schritten ging er weiter. Dann entfernten sie sich, eine nach der anderen, und immer dichter umring der kalte, dunkelgrüne Abend das kleine Haus der Witwe.

(Diesen Abschnitt entnahmen wir im Einverständnis mit dem Verlage Weitemann, Braunshweig, dem kürzlich erschienenen prächtigen Roman „Schiffbrüchige im Hafen“ von der mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichneten italienischen Dichterin Grazia Deledda.)

Verantwortlich: Dr. H. A. Berger.

Badische Chronik

Der Storch in Baden

Und es ist doch Weisheit und bleibt beim uraltigen Geheimnis: der Storch bringt die Kinder! Storchland ist Kinderland! ... Vor Jahrzehnten noch legten sich um unsere großen Städte weite Wiesen aus, und im Frühling leuchtete es zwischen kaffigen Grün bunt auf. Den Gräben entlang schritt der stolze Vogel, schlankerte hin und wieder den hochgerichtetem Kopf mit dem roten Spieß nach vorn und erhob sich schließlich zu stolzem Flug durch die Luft, dem vertrauten Nest entgegen. Das Bild hat sich geändert. Die Wiesen sind verschwunden, verbaut; hartgedröckelte Straßen, stahlharte Schienen zerhacken die Scholle, in den Riffen bläst der blanke Draht. Niemand mehr mit stählernen Schwingen kreisen zu unsern Häuptern, glöckchen gelpenstlich herab.

Stirbt der Storch aus? Im Jahre 1901 gab es in Neckarburg noch 3094 besetzte Storchnester, 1912 waren es noch 1672 und im Jahre 1925 nur noch 536. In Ostpreußen ist die Zahl der vorhandenen Storchnester in der Zeit von 1900 bis 1925 um 70 Prozent zurückgegangen, in Schlesien um 65 Prozent und in Schleswig-Holstein um 50 Prozent. Mit Ausnahme von Württemberg, das eine geringe Zunahme an Störchen zu verzeichnen hat, wurde die starke Abnahme in allen übrigen deutschen Ländern beobachtet; auch die angrenzenden Nachbargebiete klagen über einen Rückgang der früher besetzten Nester.

Wie sieht es in Baden aus? Es ist beabsichtigt, eine Storchzählung für Baden vorzunehmen, um festzustellen, wieviele Nester besetzt, wieviele leer und möglichst wieviele verschwunden sind. Die Feststellung geschieht im Einvernehmen mit der Leitung der Vogelwarte Kollontsch auf der Kurischen Nehrung in Ostpreußen. In unendlicher, hingebender Arbeit wurden dort die Zugströme unserer Vögel, besonders die des Storches, durch Verbringung der Jungvögel ermittelt. Die norddeutschen Störche ziehen nach Südosten ab durch Ungarn über den Bosporus, Kleinasien, Syrien, Palästina nach Afrika hinüber, das Nil tal aufwärts und in der Osthälfte Afrikas bis zur Südspitze. Die süddeutschen und westdeutschen Störche wandern dagegen nach Südwesten über Spanien, und vorläufig ist man in der Festlegung dieser westlichen Zugströme nicht über Gibraltar hinausgekommen. Freiburger Studenten haben vor dem Krieg in der dortigen Gegend, die noch zahlreiche Nester aufweist, eifrig an der Verbringung junger Störche im Nest mitgearbeitet. Vornahme der Beringung und Neubelegung verlassener Nester sind möglich. Freilich ist für Baden die Arbeit dadurch erschwert, daß die Nester alle sehr hoch sitzen. Zunächst handelt es sich aber einmal um eine Feststellung des Bestandes überhaupt.

Und was uns bleiben ist, soll erhalten bleiben! Es müssen nicht alle Wiesen verbaut, alle Gräben entwässert, alle Bachläufe zementiert, alle frei fließenden Flüsse kanalisiert werden. Unsere Kinder sollen spielen zwischen blumigen Wiesen, Schmetterlinge hoch den Büten und Grundeln und Kriebeln nachgehen in fröhlicher Jagd. Storchland ist Kinderland.

Zuschriften nimmt entgegen W. Barfmann, Hauptlehrer, Heidelberg, Mühlstraße 107.

Gemeinde ohne Umlage

Buchen, 15. Febr. Durch den Waldreichtum der Gemeinde Dornberg ist diese seit Jahren umlagefrei. Neben dieser Umlagefreiheit erhält jeder Bürger 31 St. Holz und 800 Wollen. Die Gemeinde wird im laufenden Jahr ein neues Rathaus erstellen, wofür bereits das Bakugeld auf der Kasse steht.

Pforzheim, 15. Febr. (Derunglückter Kraftwagen-diebstahl.) Gestern abend entwendete ein bis jetzt unbekannter Mann ein am Hauptbahnhof aufgestellten Auto und fuhr in rasendem Tempo davon. An einer Straßenkreuzung stieß er jedoch auf ein Haus auf. Das Auto wurde hier festgehalten. Der Dieb entkam unermittelt. — Schlägerei. Bei zwei Schlägereien, die sich in der Nacht auf Samstag hier abspielten, mußte das Krankenhaus vorsehen, um die Verletzten ins Krankenhaus zu schaffen.

Die Wahnsinnige von Schloß Bouchout

Von Rudolf Brandt

In Miramare, dem Schloß Maximilians, gibt es ein Bild, das zeigt die Kaiserin Charlotte in der Wiege ihres jungen Neuenburger. Sitzende Augen, ein energiegeladener und schöner Mund. Sie ist etwa 24 Jahre gewesen, als das Bild gemalt wurde. Mit siebenundzwanzig Jahren ist sie eigentlich gestorben, obwohl sie dann noch lange, sehr lange in Schloß Bouchout bei Brüssel gelebt hat.

Es war siebzehnjährig, als sie im Jahre 1857 den Erbprinzen Maximilian, den Bruder des österreichischen Kaisers, heiratete. Sie hatten eine glückliche Ehe. Sie schwärmten in der romantischen Einseitigkeit von Miramare, bis die Verlobung kam, bis diese maglantische Reputation im April 1864 auf Anregung Napoleons eine Kaiserkrone anbot. Wir sind auf dieser Fahrt durch Europa ja durch das Schloß Miramare gefahren und haben den kurzen Weg von dem Salon der Kaiserin bis zu der kleinen Kapelle gesehen, in der man das Lebewohl sang. Wir haben das Bild Maximilians mit der Kaiserin betrachtet und das hohle Bild der jungen Kaiserin. Ehe aber die Schiffe in Ankerstanz dem Leben des Kaisers ein Ende machten, hatte sich die Schicksalstragödie seiner Frau vollzogen. Charlotte war schon dem Wahnsinn verfallen, als der Kaiser unter den Augen starb.

Sie hat an zwei Tagen das Leben ihres Mannes erschaut, einmal in Miramare, als Maximilian für immer auf den Habsburger Thron verzichtet sollte, wenn er die Krone Maximilians annahm. Obwohl er wenig Aussicht hatte, damals den Thron des Ruders zu besteigen, wollte er diesen Verzicht nicht geben. Er war schon bereit, das mexikanische Abenteuer abzulehnen, als ihn der bekannte Brief Napoleons und die Haltung Charlottens davon abbrachten.

Das zweite Mal entschied sie im Frühsommer 1866, als Maximilian eingekerkert war, daß die Krone in Mexiko anders sei, als man ihm dargelegen hatte und er heimkehren wollte. Er war willens, die kaiserliche Krone Montezumas niederzulegen. Charlotte fehte eine Denkschrift auf, die sie dem Kaiser überreichte: „Abdanken heißt, sich verurteilen, sich selbst ein Unfähigkeitszeugnis auszusprechen und das ist nur annehmbar bei Greisen und Lähmungen; das ist nicht die Sache eines Fürsten von vierundzwanzig Jahren voller Lebens- und Zukunftshoffnungen. Im Augenblick,

Mosbach, 15. Febr. (Ein nettes Fräulein.) Der Gendarmenposten ist es gelungen, in Oberkesslen einen 13-jährigen Knaben zu ermitteln, der in der dortigen evangelischen Kirche einen Opferstock erbrochen und beraubt hatte. Der Junge ist schon früher beim Kadendiebstahl ertappt worden. U. a. hat er im letzten Sommer in einem Oberkesslener Geschäft rund 70 Mk. aus dem Schreibrüch gestohlen.

Kastatt, 15. Febr. (Schulungskurs.) Am 9. Februar fand im „Museumsaal“ dahier eine Schulungskonferenz für die Vertrauensleute aller katholischen Vereine und der Zentrumsparlei statt, die sich eines sehr zahlreichen Besuches zu erfreuen hatte, so daß der Saal dicht besetzt war. Die Besucher stammten aus Ortshäusern der nächsten Umgebung von Kastatt, und wenn man bedenkt, daß in unserem Bezirk gleichzeitig an zwei weiteren Orten Veranstaltungen derselben Art abgehalten wurden, so ist die starke Besucherzahl um so mehr zu loben und anzuerkennen. Leiter der Konferenz war Herr Stadtpfarrer Bruder hier. Herr Landtagsabgeordneter Erich sprach über „die katholische Bewegung und unsere Vereine“. Ihm folgten Herr Oberpfarrer Ehner (Waldbrunn), der sich über das Thema „Kirchliche Caritas und öffentliche Wohlfahrtspflege“ verhandelte. Als dritter Redner sprach Herr Reichstagsabgeordneter Erich über „Die Politik der deutschen Zentrumsparlei“. Die Zuhörer hörten lauschte den drei Referaten mit allergrößter Aufmerksamkeit und spendete jeweils an deren Schluß rühmlichen Beifall als Zeichen dankbarer Anerkennung. Auch die Diskussion stand auf einer erfreulichen Höhe und gab Gelegenheit zur Belehrung und regem Gedankenaustausch. Auch bei dieser Veranstaltung hat es sich gezeigt, daß unser katholisches Volk gerne herbeizieht, wenn es gilt, sich über zeitgemäße katholische Fragen belehren und aufklären zu lassen, man muß die Sache nur in der richtigen Art und Weise anpacken. Möge man auch in Zukunft solche Schulungskurse veranstalten und weiter ausbauen; denn angesichts der riesigen Arbeit unserer sehr zahlreichen Freunde haben wir Katholiken durchaus keinen Grund, müßig zu sein.

Kastatt, 15. Febr. Im hiesigen Zentrumsverein herrscht über den Winter eine recht rege Vereinsaktivität. Jeden Monat findet mindestens eine größere Veranstaltung mit Vortrag statt. In die Vorträge teilten sich stets feine und auswärtige Redner, und die Teilnehmer verließen jeweils mit reichem geistigen Gewinn die Versammlung. Als Lokal dient der obere Saal des katholischen Gesellenhauses, das sich aber mehrfach als viel zu klein erwies. Für den geistigen Tag hatte man einen Unterhaltungsabend in den Museumsaal anberaumt und dazu Gustavus Dintermüller aus Karlsruhe gewonnen mit dem Ergebnis, daß nicht nur der Saal, sondern auch die Galerie und die Nebenräume bis auf den letzten Platz dicht besetzt waren. Daß der Liebeshörner Gott durch seine Darbietungen in der großen Zentrumsversammlung Stürme von Begeisterung auslöste, läßt sich leicht denken. Die Vorträge wurden durch Vorträge der Musikkapelle des katholischen Arbeitervereins ausgefüllt. Die Stimmung bei diesem Dintermüller-Abend war großartig, man konnte und durfte wieder einmal so recht aus Herzensgrund heraus lachen, was in gegenwärtiger Zeit ein großer Faktor für manches Bekümmerte Herz bedeutet und nicht zu verachten ist.

Willingen, 15. Febr. (Wilderer erbeidet.) Hier wurde ein 20-jähriger Bursche gefaßt, der in der Nähe der Schinderhütte zwei verdeckte Selbstschußapparate zum Schießen von Fischen gelegt hatte. Die Apparate waren mit Jagdpatronen geladen.

Sonach, 15. Febr. (Diebesucht erbeidet.) Hier wurde von der Gendarmenpost in einem Hause des Oberales ein großerer Kasten gestohlen, der aus einer Anzahl bei Schöpfheim stammt und dort gestohlen worden ist. Zwei Personen wurden festgenommen.

St. Georgen (Brsq.), 15. Febr. (Genehmigte Autolinie.) Der Bürgerausschuß St. Georgen stimmte dem Vorschlag des Stadtrats Freiburg betr. Einrichtung der Autolinie Freiburg—Altenheim—St. Georgen zu. Weiter wurde ein Betrag von vorläufig 15 000 Mk. zur Instandsetzung der von den Wagen befahrenen Strecken bewilligt.

Menningen (Amt Meßkirch), 15. Febr. (Brand.) In dem Doppelwohnhaus mit Ökonomiegebäude der Landwirte Schellinger und Wägerle entstand gestern mittag aus unbekannter Ursache ein Brand, der das ganze Anwesen einschloß. Das lebende Inventar konnte gerettet werden. Da das Gebäude fast 200 Jahre alt ist, ist der Schaden nicht sehr groß.

Für Körper und Füße
nur DIALON-Puder

Beendigungen in Dasingen

Donauessingen, 15. Febr. Die Gendarmenpost verhaftete gestern abend im Zusammenhang mit dem großen Brandunglück in Dasingen die Ehefrau des Kraftfahrersunternehmers Glunz, der bereits unter dem Verdachte der Brandstiftung festgenommen ist, da sie ebenfalls der Brandstiftung verdächtig erschien. Sie hat inzwischen auch ein Geständnis abgelegt, wonach sie ihr Haus, als sie sah, daß in der Nähe ein Unwetter brannte, angezündet hat. Außer diesen beiden Leuten befinden sich noch zwei weitere Personen in Haft.

Hilfe für Dasingen.

Donauessingen, 15. Febr. Die evangelische Landeskirche ließ durch den Kirchenpräsidenten D. Würth den Brandgeschädigten in Dasingen den Betrag von 1000 Mk. überweisen. — Die gleiche Summe listete der Badische Frauenverein vom Roten Kreuz. Der Badische Frauenverein vom Roten Kreuz hat seinen Zweigverein Dasingen 1000 Mark zur Linderung der ersten Not der Brandgeschädigten überwiesen.

Donauessingen, 15. Febr. (Pferdemarkt-Lotterie.) Auch in diesem Jahre veranstaltet die Stadtgemeinde Donauessingen zur Hebung der Pferdezucht eine große Pferdemarkt-Lotterie. Dieses gemeinnützige Unternehmen bildet zusammen mit dem Pferdemarkt am 6. März 1930 die größte Marktveranstaltung in Donauessingens Mauern. Viele Tausende finden sich an diesem Tage ein und es herrscht ein überaus reges Treiben in der Hauptstadt der Saar.

Freiburg i. Br., 15. Febr. (Erweiterung der Post.) Zwischen der Reichspost und der Debitant sind Verhandlungen zwecks Kaufs des bisher von der Rheinischen Kreditbank innegehaltenen Gebäudes neben dem jetzigen Hauptpostamt im Gange.

Bernau, 15. Febr. (Eine Abfuhr.) Nachdem schon seit einiger Zeit in einer Bauernstube die Nationalsozialisten ihre Besprechungen hatten, wogten sie am vergangenen Sonntag ihre grundloslos, sich widersprechenden Phrasen der breiten Bevölkerung Öffentlichkeit zu unterbreiten. Herr Ortsbürgermeister Toberer aus Glottertal und ein Herr aus Todmooß hatten sich eingefunden, um zu sprechen. „Wer hilft den Bürgern und Bauern?“ war das vielbesprochene Thema, über das Herr Toberer sich ausließ, aber in seinem Referat vergaß, die sich selbst gestellte Frage zu beantworten. Seine Ausführungen bestanden aus fadem Geschwätz, dem er noch einen christlichen Anstrich geben wollte durch Zitate aus der hl. Schrift, die er aber scheinbar nur in protestantischer Auslegung sich herausgeschrieben hatte. Die Stellen beweisen in katholischer Auffassung gerade das Gegenteil, was Herr Toberer hervorheben wollte. Den Autor für seine Geschichtskenntnisse des Bauernkrieges usw. hat er uns verraten. Herr Gemeindevater Röpfer hat ihm angetragen, er möge noch einmal die Geschichte studieren, da er scheinbar arg vergeblich sei, weil er nimmer wisse, daß er noch vor 8 Jahren Land und Führer gewesen sei. Mit Phrasen von „Wahrheit“, „Gerechtigkeit“ und „Gefeh“, die der Herr Redner als Augenbild im Munde führte, kann nicht geholfen werden, man muß doch auch einmal ein Programm vorlegen können, das man nicht wechselt, wie ein Kleid. Als man den Redner auf offenkundige Unwahrheiten hinweisen konnte, löste sich die Versammlung auf, indem der Vorsitzende, Herr Mosch, erklärte: „Kommt, wir gehen!“

Vermischte Nachrichten

Eine kostbare Eiche. Bei der Stammholperfeigerung der Stadtgemeinde Mühlheim im Schwald kam u. a. eine gewaltige Eiche von 6,49 Stm. zum Auswurf. Der Anschlag betrug 714 Mk., der Erlös 1943 Mk. Der gefällte Baum war ca. 280 Jahre alt, bei den übrigen Stämmen lagen die Gebote etwas über dem Anschlag.

Fransösische Höflichkeit. Der Reichskommissar für die besetzten rheinischen Gebiete hatte Ende des Jahres in einem Schreiben an den Präsidenten der Interalliierten Rheinlandkommission den Wunsch nach Aufhebung der Schutzpflicht für die deutschen uniformierten Beamten im besetzten Gebiet erneuert und hat nun daraufhin die Antwort erhalten, die Oberkommission sei der Ansicht, daß irgendwelche Änderungen der diesbezüglichen Regelung die Gefahr herausbeschwören würde, unnötige Zwischenfälle in den besetzten Gebieten zu schaffen. Außerdem dünkt die Oberkommission, daß im Hinblick auf die von den Regierungen verfolgte Annäherungspolitik es scheinen möchte, daß Höflichkeitsbezeugungen dieser Art jetzt eher ausgedehnt als eingeschränkt werden sollten.

Ein Prozeß gegen 24 Angeklagte. Vor dem Wormser Schöffengericht ging am Donnerstag nach dreitägiger Verhandlung ein Prozeß gegen 24 Angeklagte zu Ende. Ein hartes Polizeiaufgebot mußte das Gericht in weitem Umfange vor dem Andrang der Neugierigen schützen und den Abtransport der aus dem Zuchthaus vorgeführten Angeklagten sicherstellen. Gegenstand des Prozesses war ein großer Einbruch in der Reutzstraße, bei dem für 4000 Mark Seiden- und Silberwaren gestohlen wurden, und fortgesetzte Einbrüche in einer großen Wormser Lebensmittellieferung. Der Hauptangeklagte Wilhelm, ein 29-jähriger, vielfach vorbestrafter Mensch, wurde zu einer Gesamtzuchthausstrafe von vier Jahren verurteilt. Wegen Hehlerei im Rückfall erhielt der Angeklagte Theodor Niedmann ein Jahr vier Monate Zuchthaus. Die übrigen Angeklagten erhielten teils Gefängnisstrafen, zum Teil wurden sie freigesprochen.

darauf bestanden, im Kaffee zu schlafen — brach der Bahnstinn aus. Sie griff mit ihren Fingern in eine Tasse Schokolade, die aber dem Kapite, der beim Frühstück saß, hand. Sie schrie: „Man will mich vergiften!“ Sie war wahnsinnig.

(Mit Genehmigung des Verlages (Katholische Verlagsanstalt, Hamburg 36) haben wir diesen Abschnitt des Buche „Stätten der Tragik“ von Rolf Brandt entnommen.)

Waldspiele in der „Hedermans“. In der Rolle der Adèle stellte sich im Landestheater Hl. Wald als Gast auf. Anstellung vor. Soweit wir der Vorstellung beimohnen, waren die Einbrüche ihres Auftretens nicht unangenehm, aber doch nur in darstellerischer Hinsicht, was bei dem zu übernehmenden Rollengebiet von untergeordneter Bedeutung ist. Wenn man hört, daß der Gast für eine teilweise Erhebung unserer Akkordaturfängerin Frau Hellsgrub (u. Ernst) in Frage kommen soll, dann muß man seine Ansprüche schon wesentlich herunterschauben, um die gesanglichen Mittel, über die der Gast verfügt, gerade noch passieren zu lassen. Die Stimme entbehrt des für unsere Kammerhältnisse denn doch unentbehrlichen Volumens, wenn auch zuzugeben ist, daß sie innerhalb dieses bescheidenen Rahmens sympathisch anpricht. Die Dame dürfte wohl schwerlich den ihr zugebachten Teil ihres Fachgebietes zu vertreten imstande sein — dafür sind wir doch auch etwas verwöhnt. Für den erkrankten W. Kentwig sang Herr Dunfel vom Hessischen Landestheater den Eisenstein und leistete damit eine dankbare Ausfülle. Das gut besuchte Haus war wieder in bester Stimmung, nicht zuletzt wegen der fröhlich beschwingenen Stafführung durch Krups.

Gumore aus dem „Reißhalm“. Der Lehrer behandelt die Sinnsorgane. Er fragt: „Wer sieht besser als der Mensch?“ — „Der Adler.“ — „Wer hört besser?“ — „Die Katze, das Pferd.“ — „Wer riecht besser?“ — „Das Weibchen.“ sagt der Hans und hat recht.

„Gieb mir einen Kuß.“ sagte die Filmschauspielerin zu ihrem Gatten, der auch Filmschauspieler ist. — „Ach laß das ewige Falschspiel!“ antwortete der Gatte.

Lehrerin: „Was ist das, was uns immer wieder seit zusammenhält und besser macht als wir von Natur aus sind?“ — Schülerin: „Das Gummifort!“

Lehrer: „Was versteht man unter einem leeren Raum?“ — Schüler: „Herr Lehrer, ich kann es so genau nicht ausdrücken, aber ich finde es im Kopf.“

HANDEL / WIRTSCHAFT / VERKEHR

Reichsbank und Währung

Verwaltungsbericht für 1929. — Der Schutz der Währung unter allen Umständen gesichert. — Die Rolle des Auslandskapital.

Das Jahr 1929 war für die Reichsbank, wie im Verwaltungsbericht ausgeführt wird, vor allem gekennzeichnet durch die erfolgreiche Ueberwindung der Wahrungsunruhe, die im Frühjahr im Zusammenhang mit den Pariser Sachverständigen-Verhandlungen eingetreten war und die starke politische Abhängigkeit des deutschen Kredits sowie die besonderen Gefahren hoher Auslandsverschuldung schlagsichtartig beleuchtete. Wenn Produktions- und Umsatzziffern, so heißt es in dem Bericht weiter, verhältnismäßig spät und geringfügig sanken, so beruht das eben so sehr auf Widerstandskraft und Willen der schwer ringenden deutschen Wirtschaft, wie auch auf einer etwas größeren Aufnahmefähigkeit des Auslands für deutsche Erzeugnisse, die einen gewissen Ausgleich für die nachlassende Kaufkraft im Inlande schuf. Die Ausfuhr erfolgte allerdings zum Teil zu Verlustpreisen.

Ueber die

Entwicklung des Geldmarktes

wird in dem Bericht gesagt: Die mit dem Frühjahr einsetzenden Gold- und Devisenziehungen nahmen eine alle Erwartungen übertreffenden Umfang an. Da Deutschland bei seinem Kapitalmangel und seinen großen Reparationslasten auf ausländische Kapitalhilfe angewiesen ist, so entstanden Ungelegenheiten, als die ausländische Hilfe versagte und — zum Teil planmäßig — ausländische Gelder zurückgerufen oder nicht mehr nach Deutschland gelegt wurden. Deshalb sah sich die Reichsbank Anfang Mai wieder genötigt, zu dem Mittel der Kreditrestriktionen zu greifen. Schon Ende Mai hatten sich die Kreditanforderungen an die Reichsbank wieder auf einen Umfang verringert, dem diese ohne Gefahr zu entsprechen vermochte. Mit Rücksicht auf die überaus angespannten Verhältnisse an den ausländischen Geldmärkten und die große kurzfristige ausländische Verschuldung mußte aber eine zu weit gehende Verminderung des Zinsgefalles zwischen Deutschland und den wichtigeren ausländischen Geldmärkten vermieden werden. Unter diesen Umständen konnte dem dringenden Bedürfnis der deutschen Wirtschaft nach einer Erleichterung des Zinsdruckes erst am 2. November und auch nur im Ausmaße von 1/2 Prozent entsprechen werden.

In den kritischen Wochen des Frühjahrs 1929, so heißt es in dem Bericht weiter, gab die Reichsbank an Gold- und Devisen im ganzen für nahezu 1 1/2 Milliarden Rm. her. Die kurzfristige Auslandsverschuldung der deutschen Banken stellte sich Ende März und Ende Juni des Berichtsjahrs trotz der starken Devisenabgaben der Reichsbank in dieser Zeit nur wenig niedriger als Ende Dezember 1928; im zweiten Halbjahr war erneut eine beträchtliche Zunahme zu beobachten. Die Reichsbank konnte ihren Devisenbestand durch die eintretenden Zuflüsse wieder ergänzen. Wenn die Reichsbank der seit etwa Ende Mai auftretenden Möglichkeiten der Goldeinfuhr aus England zeitweilig gewisse Hemmungen entgegenzusetzen versuchte, so geschah dies vor allem, um nicht diskontpolitische Maßnahmen der Bank von England herbeizuführen, die wiederum für den deutschen Geldmarkt unerwünscht sein mußten. Wie die Gestaltung der Devisenkurse während der wechselvollen Entwicklung des Berichtsjahrs erkennen läßt,

ist die Reichsbank zu jeder Zeit imstande gewesen, die Stabilität der Reichsmark zu schützen und aufrecht zu erhalten.

Die Bank konnte erneut zeigen, daß sie auch unter schwierigen Verhältnissen ihre Aufgaben erfüllen kann, sofern sie nur entschlossen ist, die ihr zu Gebote stehenden Machtmittel energisch einzusetzen. Es ist höchst bedauerlich, daß trotzdem immer wieder Leute auftreten, die in Wort und Schrift durch Behauptung eines kommenden Wahrungsverfalles und einer bevorstehenden Inflation die Oeffentlichkeit zu beunruhigen versuchen; besonders gewissenlos ist das Vorgehen solcher Leute, wenn sie als Wanderrredner gegen Erhebung von Beiträgen ihre unverantwortliche Tätigkeit ausüben und als Einkommensquelle ausnutzen.

Die Anspannung am deutschen Kapitalmarkt verschärfte sich, wie weiter ausgeführt wird, im Berichtsjahre. Die Kassennote des Reiches und mehrerer Kommunen gegen Jahresende zeigten,

daß auch der hochstgefahrliche Weg, langfristige Kapitalbedürfnisse über längere Zeiträume hin provisorisch kurzfristig zu befriedigen, nicht weiter gangbar war.

Da auch das ausländische Finanzkapital sich Deutschland für längerfristige Anleihen mehr und mehr versagte, nahm die Anlehnung deutscher Industrieunternehmen an das ausländische Industriekapital stärkeren Umfang an. An die Stelle des borsenmaigen Erwerbs deutscher Aktien seitens des Auslandes trat in zunehmendem Maße besondere vertragliche Beteiligung an deutschen Unternehmungen. Infolge dieser Entwicklung ist ein Ueberblick über das nach Deutschland geflossene, zweifellos erhebliche ausländische Kapital während des Berichtsjahrs noch schwerer möglich als in früheren Jahren. Die

Gesamtumsätze bei der Reichsbank

betragen im Jahre 1929 zusammen 911 471,3 Mill. Rm. (i. V. 819,966,0). Im Jahre 1929 wurden 556,6 Mill. Rm. an Gold aus dem Auslande angekauft. 1 Milliarde Rm. an Gold wurde zwecks Regulierung der Wechselkurse im Auslande wieder verkauft, 6 Mill. Rm. sind im Inlande für industrielle Zwecke u. del. abgegeben worden. Demgemäß ergab sich insgesamt eine Abnahme des Goldbestandes der Bank um 446,2 Mill. Rm. Der

Rohgewinn

der Reichsbank beziffert sich im Jahre 1929 auf 170,2 Mill. Rm. gegenüber 157,7 Mill. Rm. i. V. Die Ausgaben betragen 141,7 Mill. Rm. (132,3 Mill. Rm.). Es ergibt sich demnach ein

Reingewinn

von 25,5 Mill. Rm. (25,4 Mill. Rm.), der wiederum eine Dividende von 12 Prozent gestattet. Als Eigentümer der Reichsbankanteile standen in den Stammbüchern der Reichsbank Ende 1929 eingetragen 10 016 Inländer mit 1 093 340 Anteilen zu 100 Rm. (9 928 mit 1 093 528), 1 288 Ausländer mit 224 541 Anteilen zu 100 Rm. (1 300 mit 224 353), zusammen 11 304 Eigner mit 1 227 881 Anteilen zu 100 Rm. (11 228 mit 1 227 881). Die Zahl der Beamten, Angestellten und Arbeiter der Bank hat sich von 9 885 am Schluß des Jahres 1928 auf 9 847 am Ende des Berichtsjahrs vermindert.

In der gestern stattgefundenen Generalversammlung verlas Dr. Schacht zu der Frage der

Steuern bei der Gewährung der Golddiskontbankaktien bzw. Reichsbankanteile

gemäß Abfindungsvorschlag der Reichsbank ein Schreiben des Reichsfinanzministers, aus dem hervorgeht, daß die Golddiskontbankaktien und Reichsbankanteile sowohl von dem Steuerabzug vom Kapitalertrag, als auch von der Einkommensteuer befreit sind. Auch die Buchfuhrenden

Wirtschaftsschau

Auftakt der Kölner Wanderausstellung. Im Verlage der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin, ist ein Büchlein erschienen, das den Auftakt für die 36. Deutsche Landwirtschaftliche Wanderausstellung (27. Mai bis 1. Juni) in Köln darstellt. Aus dem Heft ist in klarer und umfassender Weise ersichtlich, welche Fülle des Interessanten den Besucher der Kölner Ausstellung empfangen wird. Das Heft wird Interessenten durch die Schriftleitung der D.L.G., Berlin SW. 11, Dessauerstrae 14, auf Wunsch kostenlos zugesandt.

Telefunken hebt den Vertrag mit Lorenz fristlos auf. Die Telefunken-Gesellschaft für drahtlose Telegrafie teilt dem WTB-Handeledienst mit, daß sie den Vertrag mit der Lorenz A.-G. fristlos gekündigt habe. Die Fa. Lorenz A.-G. hatte trotz entgegenstehenden Schiedsurteils erklärt, daß sie auch fernerhin die umstrittenen Empfangsgeräte an die deutsche Philips-Gesellschaft liefern würde.

werden weder mit der Einkommensteuer noch mit der Kapitalertragssteuer belastet. Die Bilanz, sowie die Gewinn- und Verlustrechnung, wurden mit 14 756 Stimmen gegen 598 Stimmen genehmigt. Ferner wurde der Abfindungs- bzw. Ausgleichsvorschlag der Reichsbank an die Anteilseigner mit 4 314 gegen 641 Stimmen angenommen. Reichsbankpräsident Dr. Schacht erklärte für die Anteilseigner, die Spitzenbeträge haben, daß die Reichsbank nach bester Möglichkeit für einen glatten Verkehr in den Bezugsrechten sorgen werde.

Börsen

Berlin, 15. Febr. Die wenigen Ordres, die überhaupt von außerhalb eintreffen, pfeifen am Samstag zum Borsenbeginn noch nicht vorzuliegen, sodaß die Spekulation vollkommen unter sich ist und die Kursgestaltung sich mehr oder weniger zufällig vollzieht. Da bei dieser Situation borsentechnische Momente, die für die einzelnen Märkte natürlich verschieden sein können, einen magelhaften Einfluß auf die Kurse haben, bot der Anfang kein einheitliches Bild. Lediglich die geringen Abweichungen nach beiden Seiten zeugten von dem minimalen Ausmaß der Umsatztatigkeit. Hatte man vorborslich von Farben; bei denen nach Pressemeldungen ein Eintritt magelhafter Grokurse für den Aufsichtsrat bevorstehen sollte, eine Anregung erwartet, so nahm eine Nichtbestätigung dieser Annahme auch diesem Markt das Interesse. Ja die Spekulation neigte nun sogar eher zu Abgaben, etwas stärkere Beachtung fanden Reichsbank auf die heute stattfindende Generalversammlung, und Schiffahrtswerte auf eine beruhigende Erklärung der Hapagverwaltung zu den gestrigen Dividenden- und sonstigen Gerichten. Fester tendierten außerdem noch Berger plus 4 Prozent, Akkumulatoren plus 2 1/2 Prozent, Elektr. Lief. plus 4 Prozent, Chem. Heyden plus 1 1/2 und Stöhr plus 1 1/2 Prozent. Dtsch. Atlanten, die schon seit einigen Tagen durch schwache Veranlassung auffallen, hubten weitere 3 Prozent ein. Die Notiz für Vogel Telegraph versteht sich heute exel. Dividende. Im Verlaufe bröckelten die Kurse unter dem Druck der Geschaftlosigkeit eher weiter ab. Später wurde es, da für die Hauptwerte einige Verkauforders eintrafen, für Papiere wie Farben, Siemens, Aka usw. bis zu 2 1/2 Prozent schwächer.

Berliner Devisennotierungen Geldkurse

	14. 2.	15. 2.		14. 2.	15. 2.
Buenos-Aires	1,598	1,580	Jugoslawien	7,370	7,370
Kanada	4,149	4,149	Kopenhagen	112,08	112,07
Japan	2,058	2,058	Reykjavik	91,81	91,81
Kairo	20,865	20,865	Lissabon	18,78	18,78
Konstantinopel	1,878	1,883	Oslo	111,80	111,81
London	20,847	20,844	Paris	16,38	16,37
New York	4,1850	4,1850	Prag	12,388	12,384
Rio de Janeiro	0,460	0,465	Schweiz	80,72	80,715
Uruguay	8,646	8,646	Sofia	8,027	8,027
Amsterdam	167,75	167,75	Spanien	52,47	52,57
Athen	5,405	5,415	Stockholm	112,21	112,20
Brüssel	58,295	58,295	Wien	58,92	58,90
Budapest	78,12	78,15	Zukarest	2,488	2,489
Danzig	81,85	81,83	Rua	80,59	80,59
Helsingfors	10,824	10,824	Tallinn	111,46	111,50
Italien	21,895	21,905			

Warenmarkte

Berliner Produktenborse vom 15. Febr. Weizen, mark. 236 bis 239, März 250—250,25, Mai 261—261,25, Juli 270, Roggen, mark. 159—163, März 156, Mai 179—178,75, Juli 181, Braugerste 160—170, Ind- und Futtergerste 140—150, Hafer, mark. 126 bis 136, März 140—140,50, Weizenmehl 28,50—35, Roggenmehl 21,15—24,90, Weizenkleie 7,75—8,50, Roggenkleie 7,75—8,25, Viktoriaerbsen 22—29, Kleine Speiseerbsen 20—22, Futtererbsen 16—17, Peluschnen 16,50—18,50, Ackerbohnen 16,50—18,50, Wicken 18,50—23, Lupinen, blaue 13—14, dito, gelbe 16,50 bis 17,50, Seradella, neue 23—28, Rapskuchen 16—16,40, Lein-kuchen 18,60—19,10, Trockenschnittel 6,60—6,80, Soyaextraktionschrot 14,30—15,30, Kartoffelflocken 13—13,50.

Berliner Metallbörse vom 15. Febr. Elektrolytkupfer 170,50, Raffinadekupfer, loco 149—151, Standardkupfer, loco 136—139, Standard-Blei 41,50—42,50, Banka-, Straits-, Australzinn in Verkauferswahl 179, Silber in Barren ca. 1000 fein per kg 60,25 bis 62,25, Gold Freiverkehr per 10 Gramm 28—28,20, Platin Freiverkehr per 1 Gramm 6,50—8,50.

Berliner Aktienkurse

	10. 2.	15. 2.		10. 2.	15. 2.
Ablog m. Ausl. Kl.	52,90	52,3	Deutsche Linoleum	240,50	246,50
Ablog ohne Ausl.	8,80	8,40	Dyckerhoff & W.	84	84,75
6 % Reichsanleihe	87,50	87,40	Elektr. Licht u. Kraft	180	168
6 % B. Staatsanl. v. 27	76,50	—	Elektr. Lieferungen	167,50	167,25
Hapag	106 1/2	100,25	Eschweiler Bergwerk	206	206
Hamburg Südamerika	171	167,50	Farbenindustrie	165	165,50
Hansa Dampfsch.	—	148	Feldmühle	179,50	177,50
Nordd. Lloyd	108 1/2	104,5	Felten & Guilleaume	127 1/2	127,50
Danabank	240	237	Genschow & Co.	62,75	62,50
Deutsche Bk.-Diskonto	152,75	150	Gelsenkirchen	139	137 1/2
Dresdner Bank	104,30	102	Gesubel	172	169,50
Metallbank	112,25	111	Gritzner	—	50,25
Reichsbank	305,25	306,50	Grün & Biffinger	168	175
Rheinische Kredit	114	112,50	Hammersen	120	118
Suddiskonto	127	124,50	Harpener	137,75	136,50
Akkumulatoren	118,50	108	Hirsch Kupfer	116	116
A. E. G.	179,25	175,75	Holzmann	95	—
Aschaffenburg Papier	76	77	Höch Eisen	112,75	112,25
Amstburg Nurnbg.	169,50	168	Max Judel	135,50	128,50
Bemberg	311,50	310,50	Gebr. Junghans	46,75	45,85
Berger Tiefbau	87,25	85,50	Kah Aschersleben	212,50	210
Berlin Karlsruhe	125	125	Karstadt	128,25	128 1/2
Brown Boveri	75,50	73,50	Knorr Heilbronn	85	84,50
Buderus	108,75	108,75	Kollmar & Jourdan	171	167,50
Charlottenb.-Wasser	39,50	39	Lahmeyer	58	58,50
Daimler	172,50	174,50	Laurahütte	163	160,50
Dessauer Gas	105	108 1/2	Lindes Eismaschinen	172	169
Deutsche Erdöl	105	108 1/2	Ludwig Löwe	100 1/2	107 1/2
Deutsche Petroleum	80	85	Mannesmann	96	99
			Mechanische Linden	180	120
			Miaz Muhlenbau	71,75	70,25
			Motoren Deutz	—	—

Die Borsenwoche

Der Mangel an Aufträgen lastet wie ein Alpdruck auf den deutschen Börsen. Die innen- und außenpolitische Unsicherheit wirkt auf die Stimmung umso stärker, als die Spekulation in der letzten Zeit die Erfahrung machen mußte, daß fast jede Beteiligung am Börsengeschäft mit Verlusten endete. Selbst der Rentenmarkt, der im neuen Jahre Zeichen eines energischen Lebenswillens von sich gab, zeigt schon wieder Erscheinungen von Ermüdung. Wie immer in ruhigen Zeitläufen bröckelten die Kurse langsam ab. Dabei wurden naturgema die „Baisse günstiger“ Momente stärker in den Vordergrund gezogen, als die „Hausse günstigen“. Das Steuerprogramm der Regierung befriedigt die Börse ebenso wenig, wie die lange Liste der Insolvenzen im Geschaftleben. Dazu kam die Moratoriumsfrage der Türkei, die schon jetzt vielen deutschen Interessenten schweren Schaden zugefügt hat. Demgegenüber konnte sich weder der überaus leichte Geldbestand, noch der Erfolg der Siemensanleihe im Auslande, sowie die weitere Anteilnahme des amerikanischen Telephontrustes an der deutschen Schwachstromindustrie auswirken.

Im Mittelpunkt des Interesses standen Siemens- und Farben-Aktien. Beide Papiere sind gegenwärtig beliebte Angriffsziele der Baissepartei. Sachlich wurde für den Rückgang der Siemens- und Halske-Aktien ins Feld geführt, daß größere Teuschoperationen gegen Debentures stattfinden. Außerdem will man aber auch Teuschoperationen von Siemens gegen Schuckert beobachten. Die Börse weist darauf hin, daß von der Siemens-Transaktion Schuckert einen beträchtlichen Nutzen habe, ohne doch mit der gleichen Last wie Siemens beschwert zu sein. Siemens Debentures, die im Freiverkehr der Berliner Börse bis zu 250 Prozent bezahlt wurden, gaben auf 238 Prozent nach. Bei dem Rückgang der Farbenaktien haben vor allem technische Momente mitgesprochen. Es liegen ständig kleine Verkaufsordres des Publikums vor; teils handelt es sich hier um Abgaben zu Geldbeschaffungszwecken, teils aber auch um Verkäufe aus Enttäuschung darüber, daß der Kurs der Farbenaktie ohne Unterbrechung zurückgeht. Die Verwaltungserklarung, daß sie die Beträge zur Ausschuttung der Dividende in Bankguthaben bereits zur Verfügung halte, blieb eindrucksvoll, andererseits verstimmten unbestätigte Gerichte, daß die Stockstofflage des Unternehmens auf 200 000 Tonnen angewachsen seien. Die Anteilsscheine der Reichsbank waren verhältnismäßig gut gehalten, da die steigende Bewertung der Golddiskontbank-Aktien dem Markt eine Stütze bot.

Was die Einzelheiten des Terminverkehrs betrifft, so unterlagen Schiffahrtswerte auf das Sinken der „München“ einem stärkeren Kursdruck. Bankaktien waren auf unbestätigte Gerichte über Zusammenschlüsse innerhalb der Grobankwelt etwas fester, jedoch hielt die Erholung nicht an, da bekannt wurde, daß bei der Allgemeinen Deutschen Kredit-Anstalt, Leipzig, mit einer Dividendenverminderung um 1 bis 2 Prozent zu rechnen sei. Der günstige Abschluß der Berliner Handels-Gesellschaft fand deshalb keinen besonderen Widerhall, weil das Institut zu den wenigen Bankhusern gehört, die im Jahre 1929 von größeren Verlusten verschont geblieben ist. Eine „Schwänze“ in Kunstseidenwerten hatte nur stundenweise Erfolg, allerdings fehlt es nicht an Stimmen, die behaupten, daß die Kunstseidenkrise ihren Hochpunkt bereits überschritten habe und neue Preisvereinbarungen und Kontingentierungsabkommen über kurz oder lang zustande kommen dürften. Unter den Elektropapieren zeigten die Aktien der A.E.G. eine bemerkenswerte Widerstandsfähigkeit. Das gemeinschaftliche Vordringen der A.E.G. mit der amerikanischen Telephon- und Telegraphen-Corp. läßt eine starke Aktivität erkennen.

Der Eiermarkt Anfang Februar

Die Berichtswoche begann nach dem Bericht des Reichsausschusses für Gefugel- und Eierverwertung mit den Anzeichen einer geringen Geschaftsbekeblung. Die Auskünfte frischer Ware ließen sich auf den Märkten der großen Verbraucherbezirke fast durchweg glatt unterbringen. Die Preise für deutsche Eier lagen zwischen 9 und 13 Pfg. Kleinere Ware wurde mit 8 bis 9 Pfg. gehandelt. Deutsche gestempelte Genschafterseier hatten nachgiebige Preise und wurden gegen Ende der Berichtswoche Größe S 14,50—16, Größe A 13—14, Größe B 11,50—12,50, Größe C 10—11, kleinere Eier 8—9,75 gehandelt. Bei dem an sich noch immer schleppenden Eiergeschaft, war es natürlich, daß die Preise in den großen Erzeugerbezirken des Reiches niedriger lagen, als auf Märkten, die in der Nähe großer Verbrauchszentren liegen. Das Nachgeben der Preise seitens des Einzelhandels, über das in der Vorwoche berichtet werden konnte, hat sich durchweg günstig auf die Marktlage ausgewirkt. Der Markt in Kühlhaus- und Konservierern lag entsprechend der vorgeschrittenen Jahreszeit sehr darnieder. Der Markt mit ausländischen frischen Eiern wickelte sich verhältnismäßig günstig ab.

Der internationale Markt litt Anfang der Berichtswoche sehr unter den Vorräten aus der alten Produktion, erst gegen Ende der Berichtszeit war die Tendenz etwas freundlicher. Die holländischen Märkte Roermond und Venlo hatten zu Anfang der Berichtswoche recht erheblich anziehende Preise gezeigt. Die Notierungen vom 10. zeigten aber ein sehr bedenkliches Nachlassen. Es wurden notiert in Roermond, große Eier mit 6,30—7,90, kleine 6—6,20; in Venlo: große 6,10—7,90, kleine 5,20—6,—.

	10. 2.	15. 2.		10. 2.	15. 2.
Nordd. Wolle	87,50	87,75	Sinnler	114	114
Oberbedarf	79	79,50	Stohrger Zink	102	99
Oberkoks	102	101,50	Stöhr Kammgarn	106	105
Osterteile	76	74	Sudd. Zucker	160	158
Oerwerke	210	210	Svenska	851	854
Phönix	104	104 1/2	Ver Dt. Nickel	167	148
Polyphon	267,50	275	Ver Glanzstoff	177	174
Rhein Brunkohle	240	244	Ver Stahlw.	104	102 1/2
Rheinhardt	116 1/2	118 1/2	Voigt & Häffner	218	218
Rb W. Elektr.	182	180,50	Wanderer	44	46,50
Riebeck Montan	97	98,25	Wayss & Freytag	—	85 1/2
Schubert & Salzer	226	223	Westeregeln	214,50	212,50
Schuckert	183	188 1/2	Wieslochert Ton	—	—
Schulth Patzenh.	274	274	Zellstoff Waldhof	242	208
Siemens & Halske	272,50	261	Bayer Motoren	77 1/2	77 1/2
Sinner	114	114	Rhein-Elektra	—	148,50

Karlsruher Nachrichten

Sonntag, den 16. Februar 1930

Erwärmung zum Wochenende

Die vorausgesagte Wetterveränderung zum Wochenende und das angekündigte „Westwetter“ sind eingetroffen. Über dem Rheintal ist ein starker Temperaturanstieg am Samstag erfolgt; in Karlsruhe ist die Temperatur am Nachmittag auf 10 Grad Wärme gestiegen, so daß die Winterwitterungsperiode einen eigentlichen Abschluß gefunden hat. Südliche bis westliche Luftbewegung brachte vorübergehend leichte Niederschläge, im übrigen ist in der Gartenerweiterung wieder einmal, wie so häufig in diesem Winter, föhnige Aufheiterung eingetreten. Diese wird aber bald wieder unbeständigem, nachfoltem und regnerischem Wetter Platz machen müssen, da der rasch fallende Luftdruck hierauf hindeutet.

Im Schwarzwald ist gleichfalls Erwärmung bis auf 1000 Meter hinauf zu verzeichnen. Die Frostgrenze ist bis auf 800 Meter emporgedrückt; unter dieser Bergränge ist der Schnee meist abgeschmolzen oder naß und lebend geworden. Oberhalb der genannten Grenze sind die Verhältnisse für den Skilauf noch relativ günstig, zumal etwas Neuschnee angefallen ist. Die Temperaturen liegen allerdings um Null Grad, lediglich im obersten Berggebiet (über 1100 Meter) einige Grade unter Null. Die Schneehöhe beträgt im Nord-Schwarzwald zwischen Sperrenwies-Gründel-Gründel-Ruhestein 25-30 Zm., im Südschwarzwald rings um das Feldberggebiet etwa 70-90 Zm.

Am Samstag nachmittag gegen erneut große Scharen von Skiläufern in die Berge. Die amtlichen Wetterberichte lauteten günstig und verlockend. Man mußte sich allerdings damit abfinden, sehr hoch hinauf keine Bretter zu „schultern“. Die von Karlsruhe abgehendenzüge nach dem Berg, Pflüger- und Oberhof waren gut besetzt, immerhin nicht in dem Umfang wie am Samstag zuvor. Man rechnet für Sonntag mit geringem Sportverkehr, als vor einer Woche.

Die Polizei meldet

Leidenländer.

Am Freitag nachmittag landeten zwei Männer aus Daxlanden etwa 300 Meter nördlich des Strandbades Napfenwies eine männliche Leiche. Nach der Feststellung des Erkennungsbeamten handelt es sich um den seit dem 19. Januar 1930 vermissten Postsekretär Heinrich Gerber von hier. Die Leiche wurde nach der städtischen Leichenhalle hier verbracht.

Diebstähle.

Am Freitag wurden drei Fahrräder gestohlen. — Ein 17 Jahre alter Schlosserlehrling wurde wegen Diebstahls und dringenden Verdachts, ein Heroldnamensmörder zu sein, ins Jugendgefängnis eingeliefert. — Einem Kaufmann wurde aus der Tasche seines Autos, während dieses in einer hiesigen Reparaturwerkstätte stand, eine Schußwaffe im Wert von 88 Mark gestohlen. — Einem Badofenbauer kam aus dem Hausflur eines Hauses in der Marienstraße eine Bandsäge im Wert von 14 Mark abhanden. Außerdem wurden mehrere kleinere Diebstähle angezeigt.

Gejagten.

Wurden am Freitag 14 Personen wegen verschiedenen strafbaren Handlungen.

Auf der Landstraße

mit einem Pferdreiber zusammengefahren und schwer verunglückt

Am Freitag abend kam ein verheirateter Metallarbeiter aus Durlach auf der Karlsruher Landstraße in der Nähe der Dornwieslebung mit seinem Kraftwagen zu Fall und zog sich dabei eine schwere Verletzung am Kopf und Schulter an. Er wurde ins Durlacher Krankenhaus eingeliefert. Der Verunglückte, der anfangs bewußtlos war, gibt an, mit einem Pferdreiber zusammengefahren zu sein, der jedoch bis jetzt nicht ermittelt werden konnte. Es besteht bei dem Verletzten Lebensgefahr.

Die Marzeller Wodaffäre

Zwei neue Verhaftungen.

Wie aus Pflaumenrot (bei Ettlingen) gemeldet wird, sind dort in der Wodaffäre des Porzellanmachers Braun in Marzell am Freitag zwei weitere Verhaftungen erfolgt. Neben der Kommen der Verhafteten wird im Interesse der Untersuchung Stillschweigen bewahrt.

Lodesfall.

Ein in den weitesten Kreisen bekannter und allgemein geschätzter Geschäftsmann, Karl Schöpf, ist in vollendetem 60. Lebensjahre gestorben. Er war der Gründer und Leiter des großen Konfektionsgeschäftes Schöpf am hiesigen Marktplatz.

× **Registrierung eines Erdbebens.** Die Seismographen der Naturwissenschaftlichen Vereins im Geodätischen Institut der Technischen Hochschule Karlsruhe registrierte Freitag abend ein ziemlich heftiges Erdbeben. Die ersten Vorläuferwellen erreichten 19 Uhr 42 Min. 17 Sek. die Station. Das Maximum der Bewegung fiel auf 19 Uhr 16 Min. Die Herdentfernung beträgt ca. 1300 Kilometer. Gegen 20.30 Uhr kamen die Apparate zur Ruhe.

× **Mehr Gerichtsvollzieher gefordert.** Ein sehr ernstes Zeichen der Zeit ist eine Eingabe des Badischen Gerichtsvollzieherverbandes an den Landtag mit der Bitte um Erhöhung der planmäßigen Gerichtsvollzieherstellen um 20. Während noch 1924 das allgemeine Dienstregister der Gerichtsvollzieher rund 800 000 Eintragungen aufwies, hat sich das Vollstreckungsregister bis 1929 nahezu verdoppelt.

× **Prager Polizei in Karlsruhe.** Eine Studienkommission der Prager Polizei, die zurzeit Deutschland besucht, besuchte am Freitag die Karlsruher Polizei und ließ sich insbesondere über die technischen Anlagen und die gesamte Organisation des polizeilichen Notrufs erläutern.

× **Kleine Urfluten — große Wirkungen.** Nichts geht man durch die Klüfte, wenn der Wasserhahn tropft. Was kann da schon sein! Und doch, wenn der Wasserhahn in einer Stunde z. B. 500mal tropft, so gibt das bereits einen halben Liter Wasser. Wenn in tausend Klüften je ein Wasserhahn einen Tag lang tropft, so ergibt dies eine Verschwendung von bereits 12 000 Liter! In Rompaß muß der Inhaber einer Klüfte mit tropfendem Wasserhahn, wenn er überführt wird, zwei Dollar Strafe zahlen.

Eine unruhige Nacht:

Messerstechereien zwingen die Polizei in der Altstadt zum Einschreiten

Freitag nacht gegen 1/2 Uhr kam es nach Wirtschafschluß vor der Gastwirtschaft „Zum Geiß“ Ecke Schwannstraße infolge Familienstreitigkeiten zwischen dem Arbeiter Rudolf Reger und seinem Schwager Fritz Sigrift zu einer Auseinandersetzung, wobei Reger dem Sigrift mehrere Stiche versetzte. Die Chefrau Sigrift, die von Reger bedroht wurde, benachrichtigte die Polizei am Mendelssohnplatz, worauf vier Schutzleute erschienen und dem Standal ein Ende machten. Auf der Wache wurde festgestellt, daß Sigrift mit einem Dolch gestochen worden ist, wovon ein Stich die Lunge traf. Nach Feststellung des Sachverhalts wurde der Messerheld entlassen, während Sigrift, der betamputiert und Vater von drei Kindern ist, sich unter polizeilicher Unterfütterung zum Arzt Dr. Wimpfheimer begab, der dem Verletzten einen Rotterband anlegte.

Kurz darauf wurde die Polizei nach der Entengasse gerufen, wo ebenfalls das Messer wieder eine Rolle spielte.

Gegen 1/2 Uhr kam es dann wieder Ecke Durlacher- und Markgrafenstraße zu einer neuen Schlägerei, wo die Polizei ebenfalls gezwungen war, einzugreifen. Auffälligerweise war bei diesen Ereignissen das weibliche Element stark vertreten.

Um 3 Uhr entwickelte sich vor dem Warenhaus Knopf in der Kaiserstraße zwischen zehn bis zwölf Studenten und Heimgesellen einer Kappenführung eine Keilerei, die ihren Abschluß auf dem Revier in der Karl-Friedrichstraße fand.

In anderen Teilen der immer häufiger werdenden Messerstechereien und Schlägereien dürfte es von Vorteil sein, wenn sich eine erhöhte Polizeibereitschaft in der Zeit, in der die Wirtschafstafeln ihre Lokale schließen, insbesondere in den Straßen der Altstadt zeigt, um bei etwaigen Schlägereien sofort eingreifen zu können. Es hat sich nämlich gezeigt, daß bis vor kurzem,

als das Polizeireisenauto, das mit 6 Polizisten in gewissen Zeitabständen vom Mendelssohnplatz aus die Straßen der Altstadt abpatrouilliert, das sichtbare Gefindel die Begegnung mit dem Mannschafstaute miß, wo es seiner anständig wurde. Die ordnungsliebenden Bewohner der Altstadt würden es daher mit Freuden begrüßen, wenn dieser erfolgreiche Dienst von der Polizei wieder eingeführt würde, damit dadurch die Ausschreitungen unterbunden oder wenigstens auf ein Mindestmaß beschränkt würden.

Der amtliche Polizeibericht meldet zu den verschiedenen Schlägereien: Wegen Körperverletzung gelangte ein 28 Jahre alter Tagelöhner aus Durlach zur Anzeige, weil er am Freitag abend in der Badhornstraße einen Mechaniker derart schlug, daß dieser mit einer blutenden Stirnwunde ohnmächtig liegen blieb. — Wegen erschwerter Körperverletzung wurde ein 28 Jahre alter Bauarbeiter angezeigt, der in der Nacht zum Samstag einen 30 Jahre alten Säger in der Kronenstraße mit einem Messer in die linke Seite gestochen hat. Die Polizei legte dem Verletzten einen Rotterband an und schickte ihn zum Arzt. — Desgleichen wurde ein 26 Jahre alter Gärtner angezeigt, weil er am Freitag abend einen Mechaniker auf dem Werderplatz mit einem harten Gegenstand traktierte und blutig schlug. Kurz vorher hatte der Verletzte seinem Gegner in einer Wirtschafstafel mit einer Schreibmaschinewalze (!) mehrere Schläge auf den Kopf versetzt und ihn dabei erheblich verletzt. — Kurz vor Mitternacht spielte sich in der Bahnhofsstraße eine Schlägerei zwischen einem Metzgermeister von hier und einem Bauarbeiter ab, wobei der Metzger seinen Gegner durch einen Schlag ins Gesicht zu Boden warf. Er gelangte wegen groben Unfalls zur Anzeige.

Eine bedenkliche Erfindung:

Neue Strassenbahn-Lichtsignale

Zuverlässig arbeitende Signaleinrichtungen sind eine wesentliche Voraussetzung für die Sicherheit des Verkehrs. In großstädtischen Strassenbahnbetrieben hat man darum seit Jahren immer wieder Versuche gemacht, die bisher fast ausschließlich über den „Glocken-“ oder „Brennstoff“-Leuchtapparat hinausgehenden modernen Strassenbahnleuchtapparate überholt und verwickelt werden können, durch optische Signale, d. h. durch Lichtzeichen zu ersetzen. Die städtische Strassenbahndirektion München, die schon seit einiger Zeit ihren gesamten Wagenpark erneuert und modernisiert, ist nunmehr nach reiflicher Prüfung zu einer Einführung dieser optischen Signaleinrichtung in den Strassenbahnwagen gekommen. Sie hat dabei das Züricher System zur Grunde gelegt, das nach durch die Erfindung des Münchener Ingenieurs Dr. Rothhaaf eine Verbesserung erfuhr.

Nach diesem System, das im Münchener Strassenbahnbetrieb nach allen Richtungen hin ausprobiert und in seiner praktischen Brauchbarkeit so vollkommen wie möglich gestaltet wurde, ist auf dem Strassenbahnverkehr ein Nachzügler mit einer gleichzeitigen Erlösung eines Glodenzuges für das Abfahrtszeichen grün, für das Haltezeichen blau und für das Rotzeichen rot aufleuchtet. Das Abfahrtszeichen wird dadurch gegeben, daß der Schaffner an der Signalleine zieht. Die Reihenfolge, in der die Schaffner der einzelnen Wagen ihre Signale geben, ist gleichgültig. Das grüne Abfahrtsignal beim Wagenführer erscheint auf alle Fälle erst dann, wenn sämtliche Schaffner ihr Abfahrtszeichen gegeben haben. Der Vorteil dieser neuen Signaleinrichtung ist ohne weiteres klar. Es kann z. B. nicht mehr vorkommen — wie man auch in Karlsruhe noch des öfteren beobachten kann — daß ein Strassenbahnwagen wegfährt, während in dem Anhänger noch ein Kindermädchen unter Aufsicht eines hilfsbereiten Fahrgastes mit Hilfe und Rot hinausjongliert wird, oder daß ein Schwertragsbesitzer durch das überaus rasche Abfahren beim Aussteigen in Gefahr kommt. Denn es ist schon so — und jeder, der öfters die Strassenbahn zu benutzen pflegt, wird das bestätigen — daß der Wagenführer oftmals abfährt, ohne die Abfahrtszeichen der Anhängerwagen abzuwarten. Daß sich infolgedessen in manchen Kreisen der Bürgererschaft manchmal eine etwas gereizte Stimmung gerade deswegen gegen die Strassenbahn bemerkbar macht, dürfte niemand Wunder nehmen.

Das Zeichen zum Halten, das in blau aufleuchtet, gibt der Schaffner durch einfaches Ziehen an der Signalleine. Das blaue Haltsignal beim Wagenführer leuchtet auf, sobald der Schaffner eines beliebigen Wagens des Zuges sein Zeichen gegeben hat. Das Rotzeichen erfolgt durch viermaliges oder öfters, kurzes Ziehen der Signalleine. Auch das rote Rotzeichen erscheint beim Wagenführer, wenn es von irgendeinem Schaffner des Zuges ausgelöst wird.

Dieses letztere Signal ist ganz besonders wichtig für etwaige Unfälle, weil durch dieses sehr schnelle Signal der ganze Strassenbahnzug sofort zum Stehen gebracht werden kann, so daß es wohl kaum mehr vorkommen wird, daß ein Fahrgast beim Ab-

fahren von dem Wagen wie bisher noch eine Strecke weit mitgeschleift wird, weil der Schaffner nun sofort das rote Rotzeichen in Tätigkeit setzen kann. Wie unpraktisch die bisherige Signaleinrichtung war, haben wir ja erst bei dem schweren Unfall am letzten Sonntag gemerkt, wo der 28 Jahre alte Gärtner Otto Brecht aus Egenstein beim noch fahrenden Strassenbahnwagen unter das Vorderrad des Anhängers geriet, und ihm, da inzwischen auf das mehrmalige Glodensignal hin der Wagenführer den Zug zum Stehen brachte, vom Hinterrad nach der Fußgequetscht wurde.

Das grüne Abfahrtszeichen wird selbsttätig beim Einschalten des Fahrstroms mit der Fahrwalzeurteil gelöst. Das blaue Haltsignal verschwindet dadurch, daß es sich bei dem Abfahrtszeichen des Schaffners ebenfalls selbsttätig in das grüne Abfahrtsignal verwandelt. Das rote Rotzeichen muß aber vom Wagenführer durch Berühren eines Druckknopfes gelöst werden. Das Rotzeichen kann — was besonders wichtig ist — immer gegeben werden. Die Abgabe des Rotzeichens wäre nur dann nicht möglich, wenn die Verbindung mit der Fahrleitung unterbrochen sein sollte. Um auch diese Gefahrmöglichkeit auszuschließen, ist auf jeder Plattform neben dem Signalapparat ein besonderes, elektrisch in Tätigkeit gesetztes Schanzeichen vorgesehen, dessen Spule dauernd unter Strom steht und das daher anspricht, sobald der Strom ausbleibt. Der Wagenführer darf grundsätzlich nur wegfahren, wenn er das grüne Abfahrtszeichen erhalten hat. Im Betrieb kommt es aber trotz der bestehenden Vorrichtungen vor, daß z. B. bei einem unzeitigen Anhalten auf freier Strecke ein Schaffner auf das Abfahrtszeichen vergißt. Der Führer kann nun durch Drücken des erwähnten, auch zum Lösen des Rotzeichens bestimmten Druckknopfes, das in jedem Wagen ein auffälliges, schmerzhaftes Geräusch auslöst, den Schaffner daran erinnern, daß das Abfahrtszeichen noch nicht gegeben ist. Durch den Druckknopf hat der Führer auch die Möglichkeit, die Korrektur eines von einem der Schaffner falsch gegebenen Signals zu veranlassen.

Man wird nun fragen, warum neben der optischen Signaleinrichtung auch noch die akustische durch Glodenzüge beibehalten wurde. Es hat das seinen Grund darin, daß der Wagenführer durch das Anschlagen der Glocke auf das Erscheinen eines Signals noch besonders aufmerksam gemacht werden soll. Das Glodenzugzeichen dient außerdem den Fahrgästen als Hinweis, daß die Abfahrtszeichen des Wagens durch den Schaffner erfolgt ist und daß an der nächsten Haltestelle angehalten wird. Die Beibehaltung der Glocke hat auch den Vorteil, daß bei einer Störung der elektrisch-optischen Signaleinrichtung ohne weiteres auch die gewöhnliche, akustische Signaleinrichtung erfolgen kann, der Wagen also nicht aus dem Betrieb gezogen werden muß.

Die Münchener Strassenbahn dürfte mit dieser neuen, und den modernen Anforderungen sehr gut angepaßten Einrichtung wohl an erster Stelle in Deutschland stehen.

× **Parken und Unfallversicherung.** Das Reichsversicherungsamt hat kürzlich eine bei dem heutigen Automobilverkehr wichtige Entscheidung getroffen. Danach fällt die Beaufsichtigung der auf öffentlichen Plätzen und Straßen abgestellten Fahrzeuge nicht unter die Gewerbe-Unfallversicherung. Die sogenannten Parkplätze zählen nicht zu den Betrieben zur Bewachung von Betriebs- und Wohnstätten, die nach § 537 der Reichsversicherungsordnung der Gewerbeunfallversicherung unterliegen. Denn es fehlt hier an einer Betriebsstätte, die Gegenstand der Bewachung sein könnte. Unter einer Betriebsstätte ist die Gesamtheit der Räume zu verstehen, über die der Betriebsunternehmer zum Zwecke des Betriebes verfügt. Der Standplatz der Fahrzeuge ist zwar eine Betriebsstätte, aber nur die des Wagners selbst, und diese wird als solche nicht betrachtet. Bewacht werden vielmehr nur die abgestellten Fahrzeuge; sie aber sind keine Betriebsstätten sondern Betriebsmittel.

× **Kindersport.** Am Dienstag, den 12. d. M., abends 19.57 Uhr lehrten die vom Verein Jugendhilfe im Karlsruher Kinder-Jugendklub Donauwäldchen untergebrachten Kinder nach sechsmonatlicher Kurzeit hierher zurück.

× **Wieviel Schläge macht das Herz?** Eine gewöhnliche Uhr tickt in der Stunde 17 160 mal, täglich fährt sie also 411 840 und jährlich 150 429 560 Schläge aus. Im allgemeinen geschieht man einer sorgfältig behandelten, guten Uhr eine Lebensdauer von 100 Jahren zu, sie schlägt also in diesem Zeitraum 15 042 956 000 mal. Weit höher ist jedoch die Leistung des menschlichen Herzens, wenn man berücksichtigt, daß das harte Metall viel robuster ist. Das menschliche Herz schlägt in der Stunde durchschnittlich rund 5000 mal, 120 000 mal also am Tage und 43 880 000 mal im Jahre. Ein Hundertjähriger absolviert also 45 Milliarden Herzschläge. Nichts läßt deutlicher, als diese Zahl erkennen, welch feines Wunderwerk das menschliche Herz ist.

Die Zahnzwischenräume als Sitz überliefernder Speisereste reinigt man zweckmäßig mit der eigens dafür konstruierten Chlorodont-Zahnbürste mit gezähntem Vortriebsmittel in zwei Härtegraden von höchster Qualität 1 Mk., Kinderbürste 60 Pf. Nur echt in hygienischer blau-weiß-grüner Originalpackung.



KARLSRUHE GROSSER FREMDEN-MASKEN-BALL

Samstag, den 1. März 1930

in sämtlichen, festlich beleuchteten und geschmückten Sälen der FESTHALLE / veranstaltet im Rahmen des seitherigen städt. Maskenballes vom VERKEHRSVEREIN
Preiskrönung von Einzelkostümen und Gruppen im Gesamtwerte von 1000 RM.

Zwei Ball-Orchester. • Im kleinen Saal und in der Glashalle Jazzkappellen. • Im Bierlunnell Wiener Musik.
Anfang 10 Uhr. Ende 4 Uhr Preisverteilung 9 1/2 (12 1/2 Uhr) Eintritt 5 RM, Abendkasse 6 RM.
Vorverkauf: Ed. Flüge, Kaiserstr. 51; K. Holzschuh, Werderstr. 48; Bernh. Holz, Karlstr. 64; Fr. Jos. Sonner, Kaiserallee 5 (Eingang Hans-Sachs-Str.);
Friedrich Töpfer, Kriegerstr. 3a, Kaiserstr. 133 und Georg-Friedrich-Str. 25; Verkehrsverein, Kaiserstr. 159 (Eingang Ritterstrasse), und Stadtgartenkassier Bronner.



Seltsamkeiten der Frühlingsmode

Soll man oder soll man nicht? — Die Pelzerine und das Häubchen. — Eine Meisterleistung der Mode. — Der Schirm in der Westentasche. — Karnevalistische Luftschlöser.

Von Albertine Albrecht (Düsseldorf).

Da ist ein großer Streit entbrannt um die Länge des neuen Frühjahrskleides, und die feindlichen Parteien sind beinahe unerschöpflich in den Argumenten, die sie zur Beweisführung heranziehen. Trotz alledem mag es seltsam erscheinen, daß der erbitterte Kampf der Modeschöpfer sich in den Kreisen der Modewerberinnen dahin auswirkt, daß man nicht so recht weiß, woran man ist. Soll man oder soll man nicht? Hat man nicht lange genug talentlos zugeharrt, wie der Kleiderrod immer mehr von seiner Länge verlor, immer mehr Stoff hergab, bis das ganze Kleid nicht weit von der Erde und kurze eines Abends ganz entfernt war? Und nun springt der Rod kaum plötzlich nach unten, bis unter's Knie sogar und nimmt an Stoffweite zu, wie nie zuvor. Aber damit ist es noch nicht genug. Bei festlichen Kleidern stößt der Rod kaum rückwärts bis auf den Boden, während die Vorderbahn bedeutend kürzer ist und in der schrägen Linie der Seitenbahnen unmerklich verläuft. Man hat nun zwischen vielen Möglichkeiten die Wahl und die Qual, und es will uns scheinen, als ob diesmal in der Mode viel kluge Überlegung, ein feiner Geschmack und eine Entschlußkraft nötig seien, die in seltsamen Begreifen ihre Stärke und ihre Größe begründen.

Wie gut ist es, daß der rettende Mantel als Helfer in der Not auf dem Plan erscheint. Er deckt das, was noch nicht an Kleidern sich der Mode anpassen mag, mit Eleganz und solider Ausstattung zu. Der Mantel hat sich sehr schöne Arten von Tweed und Duvetine, von Kascha und Jersey reserviert und wartet gleichzeitig mit einer reizenden Neuheit auf. Das ist die auferstehende Pelzerine, die aufgeschöpft wird und hübsche Schmuddelecken von aufgesteppten Schragstreifen trägt. Auch Pelzverzierungen sieht man bei diesen Pelzerinnen, und hübsche Pelztragen in dunklen Fellen nehmen sich auf den hellen Mantelstoffen sehr wirkungsvoll aus. Die eleganten Abendmäntel des Winters, die schweren, pelzverbrämten Umhänge aus Vrotat und Sammet werden allmählich von feidernen Hüllen, bestickt und bemalt, und der Länge und Form des Kleides angepaßt, abgelöst. Auch beim Abendanzug haben wir eine hübsche Neuheit zu verzeichnen: die Abendkappe, auch wohl „das Häubchen“ genannt, ein zartes, feines Gebilde aus Perlenarbeit oder aus feiderner Korbel und einer besonderen Art von Chenille, über haarfeinen Blumensträußchen gearbeitet. Die Form ist anliegend und wirkt, wenn die Farben richtig gewählt werden, äußerst reizend.

Während das kaum veränderte kurze Kleid für Sport noch immer herrscht, und auch die Strickkleidung nicht an eine Verlängerung ihres Rodes denkt, stehen bei den Nachmittagskleidern lange und kurze Modelle so friedlich nebeneinander, als gäbe es keinen Streit in der Mode um eben diese Rodlängen. Dabei ist die Gürtellinie ein ganzes Stück nach oben gerückt und hat damit die Rodenlinie wesentlich geändert. Auch ist der vielgepöbelte Rod sehr beliebt, wohl darum, weil er vom kurzen zum längeren Kleide unmerklich überleitet. — Die neuen Kleider sind dem Willen des Frühlings angepaßt in Stoff und Farbe. Das Leichteste, Fröhlichste, Bunte dominiert. Ein feines, in den verschiedensten Schattierungen auftretendes Blau, ein zartgelbliches Grün und das beliebte Beige gelten als modernste Farben, wobei ein sanftes Braun, ein tiefes Grün und Blau-Schwarz nicht in den Hintergrund zu treten brauchen. Am wenigsten beliebt scheint Grau zu sein, und es mag zu den Seltsamkeiten der Mode gehören, daß diese Tönung von Selbstweib um Moderefolge sozuzagen ausgeschlossen erscheint. Die Form der neuen Kleider zeigt den sehr erweiterten Rod, den glatten, angelegten Jumper und den Kermel, der nach unten sehr eng wird und das Handgelenk knapp umschließt. Röcke und meist bunte Stidereien, Garnituren von Äste und Band, Krägelchen und Krauante aus Crepe-de-Chine und Seidenbandplüsch bilden einen hübschen und abwechslungsreichen Anspitz. Sehr beliebt sind auch die Kleider aus zweierlei

Stoff. Während der Rod einfarbig bleibt, besteht der Jumper, — eigentlich die Bluse — aus buntdrucktem Sammet, aus Watte, Seide oder aus sonst einem hübschen Fantasiematerial. Aus diesen geschickt gehandhabten Zusammenstellungen ergeben sich wunderbare Wirkungen. Auch hat diese Modart den Vorteil, daß man zu ihr vorhandene Stoffe aus älteren Kleidern verwenden kann. Wollecrepe und Charmelaine, Crepe-Satin und Misp-Popeline eignen sich zu feinen Nachmittags- und auch zu Teeleidern. Das große Abendkleid ist in dieser beginnenden Saison eine ganz besondere wichtige und höchst reizvolle Angelegenheit. Es ist das Kleid der Repräsentationen und bedeutet stets eine Meisterleistung der Mode, ganz gleich, ob es absolut gefällig oder nicht. Toiletten, bei denen der Oberkörper allzuviel entblößt erscheint, rangieren als Objekte der Modekritik selbstverständlich aus, mag auch der Karneval mit großem Lärm verfahren, derartige Kleider seien die Blüte unserer heutigen Kultur.

Das farbige Abendkleid aus bunter Seide zeigt großen Reichtum an Vrolalstiderei, Bolants und Plüsches aus Rüll und Crepe-de-Chine, besonders aber aus Spitze. Schon länger hatte die Mode das Bestreben, Spitze zu verarbeiten. Jetzt ist die Verwendung von Spitze allerneueste Modetatsache. Um dem dünnen feidernen Gewebe den nötigen Halt zu verleihen, nimmt man Wachs zu Hilfe. Gewachsene Spitze läßt sich besonders gut beim Rod verwenden, weil sie nicht unansehnlich wird. Woll- und Lanzleider werden verschwendet mit buntem Stoffband und mit Blumen verziert. Leichteste Farben sind für alle Abendkleider unerlässlich. So wird der festliche Saal zu einer wunderbaren Farbenharmonie.

Die Mode lebt auf sehr elegantem Fuß. Das sieht man an den neuen Frühjahrsstidchen, wahre Kunstwerke an Schönheit und Kostbarkeit. Es wird seit immer zweierlei Leder gearbeitet, unter denen Krokodil- und Schlangenhaut besonders bemerkenswert sind. Der elegante Schuh aus Glaceleder, in allen Farben prangend, so daß er zu jedem Kleid im Ton abgestimmt werden kann, wird in diesem Frühjahr besonders bevorzugt werden. Durchweg scheint die Herrschaft des hohen Absatzes unüberwindlich zu sein. Denn es macht sich allenthalben eine große Vorliebe für den breiten niedrigen Absatz bemerkbar. Eine sehr hübsche Form hat der neue Reifelschuh, der fast immer in Braun gefaltet ist und die zu ihm passenden Strümpfe erfordert. Dieser Reifelschuh zeigt keine Nieten, ist vielmehr hübsch geschmückt und fällt auf durch das, was wir an allen anderen Schuhen vermissen: die vornehme Einfachheit. Sie ist überhaupt für den Reifelschuh maßgebend. Der Stoff des Kleides, Beige, Blau oder ein feines Blau, auch wohl Grün, oder ein dunkles Braun, ist ebenso bemerkenswert wie Schnitt und Verarbeitung des Kleides. Lieber dem Rod wird das kurze, lose Jackett mit zwei Reihen Knöpfen getragen. Dieser Anzug ist ebenso reizend wie praktisch, besonders auch aus dem Grunde, weil er der modernen hellen Seidenbluse wieder neue Geltung verschafft. Außerdem ist hier die Möglichkeit gegeben, allerlei modische Veranladungen vorzunehmen und durch einen an der Bluse angebrachten Blumensträußchen, durch eine breite, feidene Schärpe, die im Taillenschluß hübsch drapiert wird oder durch ein gelöstes Ueberjäckchen aus Sammet oder Seide, ganz neue Eindrücke hervorzuufen.

Das zum Reifelschuh der neue „Silpuffschirm“ gehört, — der sogenannte Schirm in der Westentasche, — ist selbstverständlich, aber trotzdem eine Seltsamkeit der Mode, deren Sinn nicht recht verständlich ist. Aber mag man auch über dieses Reiferequisit lachen, das soll niemand verwehrt sein. Stehen wir doch mitten im fantastischen Karneval der Karnevalistischen Luftschlöser und heiterer Lebensauffassung. Darin spielt ja auch die Mode von altersher eine wichtige Rolle. Wir werden sehen, wie treffender Wig und seine Satire sich mit der Mode ein Rendezvous geben.

Zwei Jahre in der Zschea

Vortrag von Dr. Kindermann.

Die Gesellschaft für geistigen Aufbau hatte den aus dem Moskauer Studentenprozeß bekannten Dr. Kindermann zu obigem Vortrag gewonnen und dazu in das Konzerthaus eingeladen, das sich indes in mehrfacher Hinsicht als zu groß erwies, denn einerseits ließ der Besuch leider zu wünschen übrig, andererseits war das Organ des Redners dem großen Raum nicht gewachsen und der ihn unterstützende Lautsprecher wurde infolgedessen fast illusorisch, als der Redner viel zu schnell und allzu monoton sprach, so daß ein großer Teil der Zuhörer den Worten einfach nicht zu folgen vermochte, d. h. so gut wie nichts verstand.

Der Redner erzählte die Vorgeschichte der seinerzeit viel Aufsehen erregenden Angelegenheit, wie er schließlich mit seinen anderen zwei Genossen, Wolff und v. Dittmar, als erzwungenes Mitglied der kommunistischen Partei in Rußland landete, dort anfänglich freundlich aufgenommen, Gelegenheit bekam, das Ausland von heute kennenzulernen, bald jedoch verdächtig erschien und von der Zschea, heute G.R.U. (außerordentliche Kommission) verhaftet wurde. Eingehend wurde die Tätigkeit dieser schrecklichen Institution, die nach ihrem eigenen Bericht bis heute 1 068 000 Menschen umgebracht hat, erläutert; man konnte einen Blick tun in das herichtete Spindel- und Krokodilensystem, bei dem leider auch viele Deutsche eine mehr als traurige Rolle spielen, erfuhr von der unmenslichsten Behandlung, der die Gefangenen mehrfach ausgesetzt sind, wie die Massenerschießungen vor sich gingen usw. Ausgiebig beschäftigte sich der Redner mit den Befehle des Bolschewismus, der Rußlands alte für das Diesseits und zum tragesten Materialismus ergiebt, deshalb auch der gemeine Kampf der Bolschewisten gegen die Religion und Kirche (1500 Bischofen sind schon gegen die Religion ergriffen), womit schon in der Schule, bei den kleinsten Kindern begonnen werde und doch sei das russische Volk immer noch sehr religiös, auch das 68 Paragraphen umfassende Religionsgesetz und die verächtlichsten scharfen Proklamationen blieben letzten Endes doch wirkungslos. Kommunismus und Religion erschienen den Nachhörern einfach unvereinbar. Auch für

die Bildung des Volkes geizhe nichts, immer noch seien 40 Proz. aller Russen Analphabeten, die russischen Kaffee seien verboten, denn der richtige Kommunismus dürfe keinen großen Feiler der Vergangenheit lassen, die russische Dichtkunst liege darnieder, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Schließlich erfuhr noch der bekannte Prozeß selbst eine kurze Schilderung, das mit der endlichen Freilassung des Redners endigte. R. A.

Karnevalistisches Konzert in der Festhalle. Wie durch Anzeigen und Plakate bekanntgegeben, findet am heutigen Sonntag, den 15.—18 Uhr, im großen Festhallsaal durch die Badische Polizeikapelle unter Leitung von Herrn Obermusikmeister Heilig ein sehr großes Karnevalskonzert unter Mitwirkung hervorragender solistischer Kräfte auf diesem Gebiet statt. Das Konzert wird mit allgemeiner Spannung erwartet, denn die Erinnerung an die letztjährigen Karnevalskonzerte der Badischen Polizeikapelle, die einige Male vor ausverkauften Gänge gegeben werden mußten, läßt auch für das diesjährige große Karnevalskonzert nur Bestes erhoffen. Das Programm bringt eine Fülle von Neuheiten auf dem Gebiete der musikalischen Grotteske. Insbesondere werden die solistischen Kräfte u. a. Vavertini, das musikalische Institut, Charlie Chaplin in der Rumpellammer, Abd' Long, der größte Saxophonist der Welt, mit ihrem Impresario Dr. Stachegius von der „Vielharmonie“ aus Biggebiggebigjo großen Interesse der Karlsruher Bevölkerung begegnen. Es empfiehlt sich, Karten für diesen Nachmittag möglichst im Vorverkauf bei Herrn Stadtgartenkassier Bronner zu lösen, denn auch dieser Nachmittag wird ein volles Haus bringen.

Graue Haare nicht färben!

Entropal, ges. gesch., das seit Jahren bewährte biologische Haarwurzeln die verbleibenden Pigmente (Farbstoffe) zu, sodas graue Haare und Nachwuchs auf natürliche Weise die ehemalige Farbe wiederherstellen, daher Färbung ausgedehnt. Kopfschuppen verschwinden nach kurzem Gebrauch. Anwendung einfach. Garantiert unschädlich. Original-Flasche M. 4.80. Prospekt kostenlos.

Drogerie Carl Roth, KARLSRUHE, Herrenstraße 26-28

Windthorstbund.

Im Windthorstbund sprach am vergangenen Freitag Abend im Bundeslokal „Zur alten Linde“ Herr Dr. Zimmermann über die geistigen Grundlagen des Liberalismus. Der zahlreiche Besuch und die nachfolgende Diskussion bewiesen das Interesse an dem Thema. In feinfühligster und sympathischer Weise legte der Redner die Wurzeln des Liberalismus bloß, zeigte dessen Herkommen aus dem christlichen Naturrecht, aber auch die Abweichung und Abkehr von dem richtigen Wege. Man wird dem Redner Recht geben müssen, wenn er betonte, daß man über dem Trennenden das, was am Liberalismus sympathisch und berechtigt sei, nicht übersehen dürfe. Denn es gelte heute die Rettung des deutschen Staates und der Nation und da beruhe es der Würde aller. Die mit geistigem Glanz und jugendlicher Aufgeschlossenheit getragenen Ausführungen fanden großen Beifall. — Zu Beginn des Abends hatte der erste Vorsitzende, Herr Schmecher, feiner und das Windthorstbundes Freude darüber Ausdruck gegeben, daß Herr Präsident Baumgartner zum Vorsitzenden der Zentrumsfraktion gewählt wurde. — Am nächsten Freitag spricht der zweite Vorsitzende, Herr Sprauer über das Thema „Konkordat — einst und jetzt“. Damit wäre dann der Vortragszyklus über die geistigen Grundlagen des modernen Parteiwesens zu Ende gebracht. Dem Referat des Herrn Sprauer darf man mit großem Interesse entgegensehen; es sind auch dazu alle Parteifreunde eingeladen.

Generalsammlung des kath. Arbeitervereins Karlsruhe-Süd. Unsere Generalsammlung hatte eine Besucherzahl von 167 aufzuweisen. Der Vorsitzende Ludwig Fischer erläuterte den Geschäftsbericht. Allgemein gelang, der Verein konnte 1929 auf eine reiche Tätigkeit auf kulturellem, politischem und sozialem Gebiete zurückblicken. Besondere Wert wurde naturgemäß auf die soziale Schulung der Mitglieder gelegt. Erfolgreich ist es, daß unsere Jungen immer mehr an Aktivität zunimmt. Dem Nachwuchs muß erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Die Arbeiterjugend muß das begonnene Werk der Väter im Geiste christlich-sozialer Bestimmung fortführen. Es ist behaverlich, daß man mancherorts für die Erlangung der Arbeiterjugend nicht das nötige Verständnis aufbringt. Die Massenverhältnisse sind geordnet. Vorstand und Kassier wurde Entlastung erteilt. Der seitherige erste Vorstand Fischer wurde einstimmig wiedergewählt, ebenfalls der zweite Vorsitzende Valentin Surle, Mitglied der Westjugend. Schriftführer ist Alois Jeller, dessen vorbildliche Tätigkeit auch dieses Jahr wieder lobend anerkannt wurde. Im Kassier sah Kilpis ist die Kasse in guten Händen. Hierauf wurden noch die Mitglieder für den Stadtverband der kath. Arbeitervereine und die Delegierten für den Ortsauschuß der Zentrumsparlei bestimmt. Unser Präses, Herr Kaplan Gnaesser, zeigte die neuen Vereinsaufgaben für 1930 auf. Obwohl er erst seit Oktober 1929 unser Präses ist, hat er in kurzer Zeit durch sein fruchtbares Wesen alle Herzen erobert. Herr Stadtpfarrer Hauns nahm ebenfalls an der Versammlung teil und dankte dem Arbeiterverein für seine vorbildliche Tätigkeit. Aus seinen Worten fließen Worte zum „wertvollen Volk“ heraus. Jedermann gina mit der Ueberzeugung nach Hause, daß man im Arbeiterverein der Stidstadt atöheres Gewicht auf die „Tat“, als auf Worte legt. Nur die Tat kann dem Arbeiterwohl helfen. Der Worte sind genug gewechselt. Nebenfalls waren alle der Ueberzeugung, daß wir uns als zur großen „Arbeitervereinsfamilie“ gehörig betrachten und daß nur in katbolischen Arbeitervereinen als „sozialen Standesvereinen“ die soziale Beduna des Arbeiterstandes gewährleistet ist. Gott segne die christliche Arbeit. Moser.

„Mat“, eine Sporttragödie. Die Aufführungszeiten des Theaterklubs Mat der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, das von einer Berliner Truppe im Konzerthaus zu Aufführungszeiten gespielt werden soll, haben sich geändert. Die Vormittagsaufführungen fallen wegen zu geringer Anmeldungen aus. Es finden Vorstellungen statt: Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag von 17. bis 20. Februar 1930 um 8 Uhr, um 1/2 Uhr und um 8 1/2 Uhr. Die Vorgenostellung am Sonntag, den 16. Februar, 11.15 Uhr, findet nur vor geladenem Publikum statt (siehe Inserat).

Richard Trunz, Abent in der Bad. Hochschule für Musik. Unser badischer Landsmann Professor Richard Trunz, der zurzeit an der Rheinischen Musikhochschule in Köln wirkt, hat sich her einen großen Verehrerkreis geschaffen, in welchem die herrlichen Gaben des Trunzischen Liedschaffens außerordentlich geschätzt werden. Das Sololied und der Kammerchor sind Trunz' wissenschaftliche Domäne; eine fast unübersehbare Fülle von trefflich gelungenen Schöpfungen dieser Art hat der fleißige Meister niedergeschrieben. In dem Festkonzert, das die Bad. Hochschule für Musik am Samstag, den 22. Februar, veranstaltet, wird Professor Trunz, der im vergangenen Jahre das 50. Lebensjahr erreicht hat, selbst am Flügel sitzen und seine Frau begleiten, welche als beste Akzentistin seiner reichen Liedschätze rühmlichst bekannt ist. Besonders reiz erlangen wird dieser Festabend durch zwei kammermusikalische Schöpfungen Richard Trunz' die bei dieser Gelegenheit in Karlsruhe zur Erstaufführung gelangen werden, sein früh entstandenes Klavier-Quintett in Es-Dur und die allseitig feines Abstrahtes aus München uraufgeführte „Kleine Serenade für Streichorchester“.

Kath. Männerverein St. Stephan

Einladung zu dem am Mittwoch, den 19. Februar, abends 7 1/2 Uhr, im Saale III der Brauerei Schrempf stattfindenden Vereinsabend mit Vortrag des Herrn Generalarzt Dr. Wilh. Kamm über: „Was jeder von den Bakterien wissen muß“ Zu diesem interessanten und lehrreichen Vortrag laden wir unsere Mitglieder und deren Familienangehörigen freundlich ein und bitten um zahlreiche Beteiligung. — Einführung gestattet. Der Vorstand

Franz Haniel & Cie. G.m.b.H. Kohlen * Koks * Briketts * Holz Kaiserstrasse 231
sämtliche künstl. Düngemittel u. Torf Fernruf 4854 - 56

